

7000



Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig

BV 1021

Tagebuch

meiner

Brasilienreise

1896.

Von Dr. Hermann Meyer.

Als Manuskript gedruckt.

Zweites Heft.

BV 1381

Leipzig.

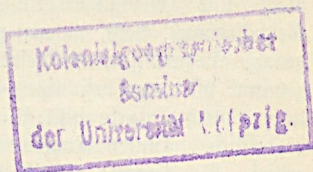
Druck des Bibliographischen Instituts.

1897.



Inhalt.

	Seite
Auf dem Paraguay bis Guyaba	3
Guyaba	21
Mit der Tropa zu den Quellen des Kingu	33
Im Canoa zu den Indianern. — Rückkehr	54
Schlußwort.	73



Auf dem Paraguay bis Cuyaba.

Die Fahrt von Buenos Aires nach Asuncion gilt im 17-22.3.96.
 allgemeinen für entsetzlich langweilig; doch kann ich dem nicht ganz beistimmen. Denn wenn es auch an großen Naturschönheiten fehlt und der Wechsel der Landschaftsbilder nicht reich ist, so sind doch namentlich in der zweiten Hälfte der Fahrt genug Szenerien, die an Lieblichkeit kaum übertroffen werden können, namentlich wenn bei Sonnenuntergang prächtige Farbeneffekte auf der breiten Wasserfläche erzielt werden und später die grauen Nebel poesievolle Stimmungsbilder hervorzubringen. Die erste Strecke bis Rosario, nachdem das Schiff aus dem La Plata in den Parana eingebogen ist und nun wenigstens in der Ferne Ufer sichtbar werden, ist wirklich öde, und nur durch die vielen den Fluß soweit hinauffahrenden Seeschiffe, Dampfer und Segler, wird die Eintönigkeit der Landschaft unterbrochen. Zuweilen nähert sich das Schiff dem Ufer, dann erkennt man einen Saum von dürren, besenartig verzweigten Bäumen, etwas Schilf darunter. Dahinter breiten sich flach die unermesslichen Pampas aus, in die man vom Schiff aus keinen Einblick erhält. Das linke Ufer ist fast durchgängig höher als das rechte und die etwa 5 bis 10 m hohe Lehmbarade vom Regen zerfressen und ausgenagt. Ab und zu blicken die Dächer einer Estancia oder ein größerer, in elektrischem Licht strahlender Fabrikkomplex, namentlich Mühlen, herüber, einige Kinder verirren sich bis an den Strand, das ist alles. Von Rosario zeigen sich nur einige große Warenschuppen, aus denen Säcke Getreides auf langen Rutschbahnen in die Laderäume der Seeschiffe hinabgleiten. Eine nordamerikanische, genial angelegte Straße, in der neben kleinen Well-

blech- und Holzhäusern ein großer moderner Prachtbau, ein Geschäftshaus, steht, ist von weitem sichtbar. Es ist nicht Zeit genug, auszufröhen, um dieses Chicago des Südens, wie es hier genannt wird, zu besichtigen. Da fast alles Korn aus Argentinien durch Rosario geht, so ist sein schnelles Aufblühen leicht begreiflich. Hinter Rosario beginnt das Überschwemmungsgebiet. Der Parana zerteilt sich in unzählige Arme und umschließt viele mit Rohr, Schilf und in üppigem Grün stehenden Bäumen bedeckte Inseln. Der Charakter ist jedoch noch ganz der der gemäßigten Zone. Keine Palme, kein Farn, keine Banane ragt aus den unserem Laubwald in der Form ähnlichen Uferwäldchen hervor. Die Dichtigkeit der Bevölkerung nimmt bedeutend ab, nur ab und zu passieren wir eine Estancia, ein einstöckiges weißes Gebäude mit umlaufender Galerie und Wellblechdach, um das sich die Lehmhütten der Wirtschaft gruppieren.

Erst hinter Corrientes, der Grenzstation Paraguays, nachdem der Dampfer in den Paraguay eingelaufen ist, wechselt die Szenerie mit einem Schlage. Die Breite ist nicht viel geringer als die der vereinigten Flüsse (etwa 500 m), und auch hier liegen viele Inselchen inmitten des Stromes, aber die reizendste englische Parklandschaft begegnet dem Auge, wohin es auch blickt. Grüne, prachtvoll frische Wiesen, mit Stauden aller Art bedeckt, wechseln mit schönen ausgeprägten Baumgruppen ab und lassen herrliche Durchblicke auf die Nebenarme des Flusses im Hintergrund zu. Prächtige Weiden, deren Stämme ganz mit Kletterpflanzen überschüttet sind, lassen ihre Zweige wie einen Wasserfall in langen Fluten in den Wasserspiegel hinabgleiten, üppige Cyneriumstauden mit weißen Büscheln und Papyrus wuchern auf dem von Feuchtigkeit durchtränkten Boden. Nur wo das Ufer höher ist, hat sich ein leichter Hain von Carandápalmen, deren in Kugeln zusammengedrängte Fächer sich drollig gegen den Himmel abheben, angesiedelt. Lehmhütten von Guaranynindianern mit Blätterdächern verbergen sich hinter einzelnen Bananenstauden, daneben schimmern einzelne Maisfelder. Die braunhäutigen splitterfahelnackten kleinen Burischen schauen verwundert dem Dampfer nach. Eisvögel mit blauem Gefieder und weißer oder goldbrauner Brust sausen am Ufer entlang, graue

und braune Reiher und kolossale schwarzköpfige Störche stolzieren im Gras, auf einem ins Wasser gestürzten Baum haben sich ein Duzend schwarze Taucher angesiedelt, in den Lüften kreisen die den Urubus ähnlichen Arumbé, und, last not least, auf dem lehmigen flachen Strand gähnen riesige Scheusale von Krokodilen träge faulenzend die Sonne an und kümmern sich weder um das nahe vorüberfahrende Schiff noch um das Geschrei und die Revolvergeschüsse der Passagiere. So verließ die sechstägige Fahrt in angenehmster Beschaulichkeit. Nur wenig Passagiere führt das Schiff, alles Leute, die nach dem Matogrosso reisen, und die mir viel von den zu erwartenden Herrlichkeiten berichten. Für die Abtragung von Brieffschulden, das Studium einiger bis jetzt auf dem Grund des Koffers mitgeschleppter Bücher, Schachspiel und die Lektüre einiger in Buenos Aires erstandener Engelhörner bleibt Zeit genug übrig, die Fahrt von Asuncion bis Guyaba fügt weitere neun Ruhetage hinzu. Temperatur 27° um 10 Uhr abends, man merkt es, daß wir uns wieder bedenklich dem Äquator nähern, auch wenn uns der Zuwachs an Moskitos diese Überzeugung noch nicht beigebracht hätte. Ein Trost, daß man in Deutschland nun auch bald zu schwitzen anfängt. Die Maschine stoppt, aus der Finsternis blinken die Lichter einer größeren Stadt herüber, wir sind in Asuncion, aber erst morgen früh wird es uns gestattet sein, an Land zu gehen. Der erste Gang ist zum Konsulat, um dort die heißersehnten Briefe aus der Heimat abzuholen; hoffentlich bringt die Post nur Gutes!

Ein trauriges Nest, das Asuncion. Ich glaube kaum, daß sich irgendwo auf der Welt eine so elende Residenz in einem Staat, der Anspruch macht, mit unter die konstitutionellen, wenn auch nur wenig zivilisierten Staaten gerechnet zu werden, auffinden läßt, und das will in Südamerika viel heißen. Von außen, vom Landeplatz der Dampfer aus, ist der Eindruck noch ein ganz leidlicher, denn durch den terrassenförmigen Aufbau am steilen Ufer, an dem einige Verwaltungsgebäude hervortreten, präsentiert sich dem durch die seit vier Tagen passierten Einöden durchaus nicht verwöhnten Auge immerhin noch eine Stadt, und namentlich der rötlichgelb gestrichene Regierungspalast à la Dogenpalast des berühmten Diktator Lopez, an dessen Tod die Bevölkerung noch immer nicht glauben will, dessen Messias-

rolle sie vielmehr wieder erwartet, berechtigt zu viel größeren Erwartungen. Ist man aber die steile Treppe des Zollhauses hinaufgestiegen und hat über den entsetzlich gepflasterten Platz, auf dem zwei irgendwo in höherer Kultur ausrangierten „Bonds“ wackliger Maultierbahnen in der Sonnenglut braten, die Richtung nach der eigentlichen Stadt eingeschlagen, dann ist es vorbei mit der Herrlichkeit, man denkt immer, daß sich die Geschichte noch zum Besseren entwickelt, und ist höchst erstaunt, wenn man auf einmal wieder auf dem flachen Felde steht. Die paar Gebäude, die ihrem Namen nur wenig Ehre machen, das Postgebäude, Ministerium, einige im ominösen Jesuitenstil gebaute Kirchen verdienen kaum genannt zu werden; einige Säulen, unvollendete größere Bauten sind die traurigen Zeichen verschwundener Pracht der Lopezglorie, deren Strahlen sich in dem Blut der blindfanatischen, in den Tod getriebenen Paraguayer widerspiegeln. Aber der tiefe, braunrote Sand, auf dem die ganze Herrlichkeit aufgebaut ist, und in dessen Tiefen man in den Straßen zu versinken droht, hat das Blut längst aufgesogen, die nach dem Paraguaykrieg vorherrschende Polygamie tritt nach dem Aufblühen einer neuen Generation und nachdem vom Matogrosso aus Einwanderern nach Paraguay von den Konsuln dieses Landes freie Passage gegeben wird, wieder zurück. Wirtschaftlich und moralisch liegt das Land aber noch sehr danieder und die Verwaltung ist wohl nirgends in Südamerika so schlecht wie in Paraguay. Dies tritt auch dem flüchtig Durchreisenden direkt vor Augen. Auf der Post war eine schauerhafte Unordnung. Nachdem ich auf dem deutschen Konsulat, dessen Adresse mir weder Polizei noch Post anzugeben wußte, bis ich es endlich nach zweistündigem Umherirren fand, keine Briefe für mich vorgefunden hatte, fragte ich selbst am Postschalter nach und fand Briefe für mich und Kanke unter den Buchstaben H (Herrmann), G (Germano), D (Doktor), S (Señor), M (Meyer), bez. R (Kanke). Außerdem fanden sich bei der Gelegenheit drei Briefe für das deutsche Konsulat, die laut Poststempel seit Anfang November dort lagerten! Kein Wunder, daß unter diesen Umständen viele Briefe verloren gehen. Die Finanzen sind aber ganz auf dem Hund. Das Geld von Argentinien gilt doch schon als herzlich schlecht, doch

wird in Assuncion der Goldpeso von Argentinien mit großem Agio bezahlt.

Durch unser Umherirren nach dem Konsulat haben wir so ziemlich alle Straßen kennen gelernt. Eine ist erbarmlicher als die andere, die kleinen elenden Häuser mit spanischen Höfen weichen von dem üblichen Typus des früher spanischen Amerika nicht ab, kein einziger über die „Benda“ hinausgehender Laden fand sich vor. Um so angenehmer war es uns, in einem äußerst reinlichen, äußerlich unscheinbaren französischen Hotel endlich Ruhe und Kühlung, verbunden mit ausgezeichnetem Mittagessen, zu finden, wodurch wir mit unserem Schicksal, das mir alle Briefe von Hause vorenthielt, ausgesöhnt wurden. Die Bevölkerung Assuncions ist infolge seiner zentralen Lage im Gebiet der zahlreichen Indianerstämme des Gran Chacos und der Wälder zwischen Paraguay und Parana bedenklich gemischt. In der Stadt selbst wohnen noch einige Familien der Payaguá, die ich mir vorgenommen habe, auf dem Rückweg aus dem Matogrosso zu untersuchen. Interessant sind vor allem die Paraguayweiber, die man nie ohne die rohgedrehte dicke Zigarre im Munde sieht. Im Mercado, wo sie Früchte, Fische, Affen, Papageien, Gemüse und Zigarren (5 Stück 3½ Pfennig) verkaufen, hocken sie in malerischer Unordnung zu Hunderten qualmend, nur mit Hemd und Rock bekleidet, nebeneinander, die schmutzigen Papiergeldlumpen im Busen verborgen. Als Nationalindustriizerzeugnisse bieten sie auch die buntbemalten braunen Thongefäße, die von den Cadivöoindianern stammen, und schön geklöppelte Spitzen aus. Um 5 Uhr sollte der Dampfer schon wieder weitergehen. Uns war es nur angenehm, was hatten wir noch in Assuncion zu suchen, zu größeren Unternehmungen fehlte doch die Zeit. Wir gingen an einem Schuppen, vulgo Bahnhof, von wo aus der Paraguayexpress mit einer Geschwindigkeit von 25 km die Stunde nach der deutschen Kolonie S. Bernardino abgeht, vorüber zum Hafen und kamen gerade noch vor Abgang des Dampfers, der übrigens nichts zu versäumen hat und gern ein paar Stunden wartet, an Bord.

Von Assuncion flußaufwärts ändert sich das allgemeine Vegetationsbild wieder merklich. Das Weideland am Fluß verschwindet, stundenlang ziehen sich lichte Waldungen von Ca-

rاندapalmen mit kugeligem, fächerblättrigem Schopf hin, ab und zu tauchen niedere, im Typus von den üblichen Hütten nicht abweichende Hütten von Indianern, Angaités und Chamacocos auf. Eine Horde Angaité mit Weib und Kind, durch Hose und Rock der „Kultur“ gewonnene, armelige Gefellen, steht am Ufer. Ein paar junge Kerle äffen unsere Krimstecher nach, indem sie durch die beiden Fäuste schauen, was große Heiterkeit bei den harmlosen Leuten hervorruft. Und das sind die Abkömmlinge der gefürchteten Guaiturus, die, auf ihren flinken Pferden wie die Windsbraut durch den Gran Chaco jagend, den Schrecken Paraguays bildeten. Früh am Morgen passieren wir den grün mit Wald bewachsenen vulkanischen Ke gel des Pão d'assucar, der, wie sein Namensvetter am Atlantischen Ozean, noch weithin dem Auge durch seine groteske Gestalt sichtbar bleibt. Die Bergkegel, meist isoliert oder in Gruppen und Reihen, zum Teil mit deutlichen Kratern, keiner über 200 m hoch, mehren sich. Wie Maulwurfs- hügel sind sie auf den flachen Kamp, der nun nur selten von den Palmenhainen durchbrochen wird, aufgesetzt. Auf einem dieser Ke gel am rechten Ufer erscheint das Fort Bourbon, das auf der Bogelschen Karte fälschlich als bolivianisch angegeben ist, wäh- rend in Wahrheit die Grenze zwischen Bolivia und Paraguay viel nördlicher sich hinzieht, Bolivia aber überhaupt keinen Lande- platz bis jetzt am Paraguay besitzt. Nur ein hoher Mauerkranz mit großem Thor umgibt ein paar niedere Gebäude; in seinem Schutz liegen am Fluß eine Anzahl Hütten, die die Weiber der Garnison bewohnen. Ein paraguayischer Offizier kommt an Bord und leistet uns bis zur nächsten Station Gesellschaft. Seine Qualität ist wohl noch geringer als die seiner brasilia- nischen Kameraden. Auch äußerlich leidet er nicht an zu großer Schneide und Propretät. Die vier Tage bis Coimbra ver- gehen recht angenehm. Zwar nimmt die Hitze täglich mehr zu, doch läßt die große Trockenheit der Luft die starke Transpira- tion nicht unangenehm werden. Rante übt sich in Zeichen, sein uns erst hier offenbartes Talent wird mir große Dienste leisten. Im übrigen wird viel gelesen, Schach gespielt und ge- schrieben, nach dem Abendessen, um 6 Uhr, gehen wir aufs Vorderdeck zu unseren Kameraden, dort ist es dann nach Son- nenuntergang am kühlsten, und dort ist der beste Ort, um die

herrlichen Beleuchtungen der untergehenden Sonne zu betrachten, die sich in dem spiegelglatten Wasser des Stromes in steter Abwechslung mit der feinsten Nuancierung vom lichten Silbergrau zum tiefsten Blau und vom dunkeln Violett durch Blutrot ins Orange und Lichtgelbe wiedergeben. In dem hohen Gras des Kamps hebt sich im Osten gegen das scharf abgesetzte bleigraue Segment des Erdschattens ein friedlich grasender Hirsch ab, schwerfällig schweben ein paar Silberreiher einem einzelnen hohen Baum, einer Vigeira, zu und lassen sich bedächtig darauf nieder. Prachtvoll ist die Stille der Natur, die nur durch das Rauschen des Kielwassers unterbrochen wird. Die purpurrote Färbung der Dämmerung weicht bald dem Silberglanz des Mondes, dessen Relief dank der trocknen Luft mit bloßem Auge ungemein scharf zu erkennen ist. Von dem schiefen Gesicht des Mondes ist dem Brasilianer nichts bekannt, weil jener, wie alle uns im Norden sichtbaren Gestirne, auf dem Kopfe steht. Bis 9 Uhr saßen wir so in stiller Andacht in der Abendkühle am Stern, dann liefen wir unsere 2 km Abendspaziergang rings ums Schiff ab, zum Gaudium der Brasilianer, die eine nicht absolut notwendige Bewegung zu Fuß nicht verstehen konnten, und legten uns alsdann in unsere harten Betten, den letzten, die wir vor unserer Rückkehr aus dem Matogrosso Ende des Jahres zu fühlen bekommen.

Am 29. früh hielt der Dampfer vor Coimbra, wir hatten 29. 3. 96. nun, nachdem Tage zuvor am linken Ufer schon brasilianischer Boden uns begrüßt hatte, auch am rechten Ufer die paraguayische Grenze überschritten und waren nun in das Matogrosso eingetreten. Von der Höhe dieser merkwürdigen Festung Coimbra wehte zum erstenmal wieder seit unserer Abfahrt von Porto Allegre die grüne Flagge mit dem in gelbem Viereck ruhenden blauen Ball, der das südliche Kreuz führt, entgegen. Nach unserer Begriffsen scheint Coimbra für jeden anderen Zweck eher geeignet zu sein als für eine Festung. Terrassenförmig steigt der kleine Häuserkomplex steil an einem Abhang eines kleinen bewachsenen Höhenzuges an, umgeben von einer hohen Mauer mit Zinnen. Für einen Angriff von Indianern, für den es ursprünglich gebaut war, genügt dies Ding ja, wenn auch die Gefahr nicht ausgeschlossen scheint, daß ein paar mutige Kerle, die den brazi-

lianischen Kugeln die gebührende Mißachtung erweisen, mit ein paar Steinklumpen der ganzen Garnison den Schädel von der Höhe aus einwerfen. Ist aber der Feind im glücklichen Besitz eines Gewehrs oder gar von Kanonen, und gegen solche der Paraguayer soll das Fortchen doch jetzt das Matogrosso schützen, so kann es jeden einzelnen Mann, der versucht, auf den tausend Treppchen hinter die Zinne zu steigen, wegblasen, noch ehe er den Fuß auf die erste Stufe gesetzt hat. Es gibt kaum einen Winkel in dem Nest, den man vom Fluß aus nicht sehen könnte. Und doch hat diese auf dem Präsentierteller liegende Festung mehrere Male schon eine Rolle gespielt. Steinen erzählt, daß es einmal erfolgreich eine Belagerung lange Zeit ausgehalten hat, ein anderes Mal die Besatzung es fertig brachte, der angreifenden, weit überlegenen paraguayischen Flotte nachts auf einem Dampferchen zu entweichen, beides geradezu unglaubliche Thatfachen, die nur hier vorkommen können. Malerisch genug sieht das Ding aber aus. Als wir ankamen, wurde gerade Reveille geblasen, unter den Mauern des Forts zog eine endlose Rinderherde hin, unten am Strand war reges Leben. Mehrere Offiziere und Soldaten, zumeist in weiblicher Begleitung, kamen an Bord, um nach Ablauf ihres Kommandos nach Corumba, ihrer Garnison, zurückzukehren. Es waren alles ehemalige Marinesoldaten und Offiziere des Revolutionsheeres, die gefangen worden und zu dreijährigem Strafdienst nach dem Matogrosso gesandt waren. Es war ein buntes Leben, das sich an Bord entwickelte, ich hatte Not, meine Leute von einer Schlägerei zurückzuhalten, weil ihnen ein Soldat ein Hemd gestohlen hatte. Auf meiner Rückreise werde ich in Coimbra einige Tage Halt machen, um eine der Adelsberger Grotte ähnliche Kalktuffhöhle, die noch nicht exploriert ist, zu untersuchen. Sie soll nach Aussage der Soldaten sehr schöne Säulen und Kristalle, jedenfalls Stalaktiten und Stalagmiten, haben und in vier „Zimmer“ zerfallen, deren letztes jedoch noch nie jemand betreten hatte, weil dort ein böser Geist hause, der brumme und dem Eindringenden das Licht ausblase. Meine Laterne wird mir dieser Unhold wohl nicht auslöschen, wenn ich nicht aufspasse, falle ich aber vielleicht in ein „brummandes“ Wasser. Für Magnesiumlichtaufnahmen lasse ich ein Duzend Platten zurück. Hoffentlich finden sich

aber anthropologische Raritäten, wenn man mit Hacke und Spaten etwas in die Tiefe geht.

In der Nacht vom 29./30. ertönten zu unseren Häupten zwei Kanonenschüsse, wir fuhren hart zwischen zwei Forts hindurch, die Corumba schützten und unsere Ankunft anmeldeten. Wir gingen noch bei Dunkelheit vor Anker. Corumba liegt, wie Assuncion, auf hohem Ufer, und von der Stadt ist vom Fluß aus sehr wenig zu sehen. Eine einzige Häuserreihe blickt von der Kante auf den Fluß hinab, unten am schmalen Strand sind nur einzelne Hütten vorgeschoben. Da es mir vor allem schwer auf dem Herzen lag, meine vielen Gepäckstücke, die Argentinien passirt hatten, nun wieder frei nach Brasilien durch den Zoll zu bringen, ging ich sofort an Land, um durch Vermittelung eines Geschäftshauses, an das ich von Rio aus empfohlen war, dem Zollinspektor mein Anliegen vorzutragen. Ich hatte von Porto Alegre nochmals ans Ministerium in Rio telegraphiert und gebeten, dem Zollamt in Corumba telegraphische Anweisung zu geben, mein Gepäck passieren zu lassen. Doch erfuhr ich später, leider zu spät, daß Corumba keinen Telegraph besitzt, sondern alle Depeschen von Cuyaba mit dem Schiff herabkommen. Der Bescheid des Ministeriums konnte also, wenn auch wider Erwarten die Angelegenheit gleich besorgt worden wäre, noch nicht in Corumba sein. Mit Hilfe eines offenen Briefes des Ministers an den Präsidenten des Staates gelang es mir aber, den Zollinspektor zu überzeugen, daß ich keinerlei Schmuggelabsichten hege. Zur Kontrolle ließ er eine Kiste öffnen, fand aber nur alte Stiefel und Kleider vor und war beruhigt. Ich händigte ihm ein Inhaltsverzeichnis meines Gepäcks aus, und zu meiner großen Erleichterung konnte die Überladung des Gepäcks in den kleinen „Coripo“ erfolgen. Erst am nächsten Morgen sollte der Coripo auslaufen, leider war es aber nach der Erledigung der Zollangelegenheit, Gott sei gedankt, der letzten auf der Reise, zu spät geworden, um in die Kirche zu gehen, wo die Einsegnung der Palmen, es war Palmsonntag, gewiß ein interessantes Bild gegeben hätte. Eine drückende Hitze lag über dem Städtchen, nachdem wir den steilen Plattenweg hinaufgestapft waren, waren wir wie aus dem Wasser gezogen. Viel war es nicht, was wir zu sehen bekamen. Ein großer Grasplatz mit einer

nüchternen Kirche, gegenüber ein in Terrassen zum Strand hinabgehendes vierfaches Geschäftshaus, daneben die Post und, auf diesen Platz mündend, eine lange grasbewachsene, mit Bäumen bepflanzte Geschäftsstraße mit kurzen Nebenstraßen, an deren Ende man stets den weiten Kamp erblickte. Mannheim en miniature, gerade so langweilig, gerade so still und heiß. Viele Häuser sind vollständig verlassen, mehrere angefangene Kirchen sind Ruinen geblieben, die Dekadenz ist überall deutlich sichtbar. Steinen hatte noch gute Hoffnung für Corumba. Zu seiner Zeit hatte es 7000 Einwohner und war recht im Aufblühen begriffen, da kam aber die Revolution, die für Corumba vielleicht mehr Schaden gebracht hat als für eine andere Stadt Brasiliens. Dazu kommt noch, daß das Kontingent, welches Corumba zum großen Teil bevölkerte, die im Paraguaykrieg ausgewanderten Paraguayer nun durch das richtige Verfahren der paraguayischen Regierung, den Einwanderern die Kosten zu bestreiten, veranlaßt wird, Corumba den Rücken zu drehen. Die Bevölkerung ist infolgedessen bis auf 4000 Seelen herabgesunken, die sich zumeist aus Italienern, Portugiesen, Bolivianern und Schwarzen zusammensetzen. Die Sprache ist in Corumba, wegen seiner viel größeren Beziehungen zu Bolivia, Paraguay und Argentinien, mehr spanisch als portugiesisch.

Als Eingangspunkt sowohl fürs Matogrosso wie für Bolivia (das keinen Hafen hat) sollte Corumba eigentlich eine große Zukunft gesichert sein. Die Einfuhr nach Bolivien ist aber wegen der hohen Schutzölle Brasiliens nur verhältnismäßig gering, so daß vielmehr umgekehrt sehr viel europäische Waren von Bolivia wie Paraguay nach Brasilien eingeschmuggelt werden. Der Verdienst, den Corumba als Zollstation des Matogrosso, namentlich von Cuyaba, hat, wird aber mit dem Wachsen des Imports wegfallen, da man beabsichtigt, einem kleinen, unterhalb Coimbra an der Grenze gelegenen Ort den Zoll zuzuwenden, um dadurch das Zurückdispatchieren von Corumba nach den unterhalb Corumba liegenden Plätzen zu vermeiden; Cuyaba soll aber eigenes Zollamt erhalten. Immerhin wird Corumba seine Wichtigkeit noch deshalb behalten, weil die vom Süden kommenden Dampfer nur bis hierher gehen können. Die Weiterbeförderung geht mit kleinen, flachen

Kaddampfern von nicht mehr als 50 em Tiefgang. Die Flußschiffahrt hat sich mit dem Aufschwung des Handels des Matogrosso bedeutend gehoben. Von Montevideo und Buenos Aires gehen alle paar Tage Schiffe bis Corumba, außer den Schiffen des Lloyd brasileiro, die alle 14 Tage laufen, geht von Assuncion ein weiterer regelmäßiger Dampfer Leda alle 14 Tage nach Corumba. Dazwischen gehen aber noch eine Reihe unregelmäßiger Verbindungen. Der Energie eines Hamburger Kaufhauses ist es nun gelungen, fast den ganzen Import nach dem Matogrosso, sowohl nach Corumba wie nach Cuyaba und S. Luis, in seine Hand zu bekommen. Dabei handelt es sich um keine geringen Summen. In Corumba wurde allein von Goek und Goerne in einem Jahre ein Umsatz von über 1000 Conto de Reis erzielt. In Cuyaba zeigte uns der dort anwesende Bruder des Importeurs Cuyabaner Orders auf 40 Contos nur für Kattune, Gläser, Porzellan, Knöpfe u. dgl. Mehrere französische und englische Importhäuser haben der deutschen Konkurrenz weichen müssen. Um nun in den Frachtfäßen weniger abhängig von der wenig anständigen Verwaltung des Lloyd brasileiro zu sein, der unbegreiflicherweise jedem Offizier und Beamten der Schiffe erlaubt, portofrei Waren zu importieren, wodurch erstens der Lloyd sehr viel Schaden hat, andererseits aber häufig Frachten der Importhäuser monatelang in Montevideo liegen bleiben, da die Herren Offiziere zuerst bedient werden, hat sich nun das deutsche Haus an den Norddeutschen Lloyd gewandt und ihm unter Unterbreitung der Höhe des Imports die Frage vorgelegt, ob nicht einige Schiffe des Lloyd von Montevideo bis Corumba als Fortsetzung der norddeutschen Linie Rio-Montevideo laufen können. Eine derartige Konkurrenz würde von der Matogrossenser Geschäftswelt, die unter der Willkür des Lloyd brasileiro zu leiden hat, mit Freuden begrüßt werden und sicher auf die Kosten kommen.

Der wenig angenehme Aufenthalt in der Stadt selbst trieb uns bald wieder hinab zum Fluß. Wir siedelten auf unseren neuen Dampfer, den Coripo, über, der ebenfalls die erste Kinguexpedition schon nach Cuyaba geleitet hat, und fuhren des Abends mit einem Boot den Fluß hinauf, um im Wasser vor der drückenden Hitze etwas Schutz zu suchen. Krokodile sind nur

felten in Corumba, man kann daher ein Bad ganz ruhig risieren. Ein öffentliches Urgerniß aber erregt man kaum, wenn man auch nicht allzufern von der Stadt im Wasser herumplätschert. Laufen doch die Knaben bis zum Alter von 12 Jahren meist völlig nackt auf den Straßen herum, und die schwarzen Wäscherinnen begnügen sich am Strand auch nur mit einem Rock. Ländlich, sittlich! Scharenweise sitzen sie schwadronierend an dem von grauen Kalktuffblöcken bedeckten Ufer, auf denen sie, daß sich einem das Herz im Leib herumdreht, die Wäsche unbarmherzig raspeln. Da sie bei einer derartigen Behandlung alle 8 Tage neue Hemden brauchen müßten, verzichten sie lieber für ihren Teil selbst ganz darauf.

31. 3. 96.

Am 31. März 11 Uhr vormittags bewegt sich endlich der Coripo, nachdem er von 7 Uhr an unaufhörlich getutet und gepfiffen hat, vom Fleck, hält aber bald wieder an, weil im Hintergrund eine alte dicke Negerin händeringend am Strand erscheint und mit dem Schirm winkt. Sie gelangt mit einem Boot, vom Kapitän nicht gerade freundlich begrüßt, an Bord, und die Reise kann weitergehen. Der Coripo ist noch genau derselbe alte Kerl, den Steinen in seinem ersten Band beschreibt, 30 m lang und 5 m breit. In der Mitte steht die Maschine, dahinter durch eine Wand abgesperrt der „Salon“, eine Art Veranda mit Tisch, Bänken und einem Waschtisch. Vor der Maschine ist die zweite Kajüte, d. h. das mit Zelttuch überspannte Vorderdeck, auf dem nebenbei auch gewaschen und gekocht wird. Die erste Etage bilden drei Kabinen für Ladies à 6 Betten, darum läuft ein nur oben gedeckter Gang, der vorn an der Spitze sich zum Steuerraum verbreitert. Hier ist es am lustigsten an Deck, und diesen Platz haben wir auch sofort für unsere Hängematten okkupiert. Ranke, der überall friert, wo andere Sterbliche noch vor Hitze umkommen, hat sich mit seinem wollgefülltesten, dicken Schlaffack aber bald weiter nach hinten retiriert und seinen Platz unserem deutschen Schiffskameraden, dem schon erwähnten Kaufmann Goerne, überlassen. Tags über, wenn die Hängematten aufgerollt sind, dient dieser Vorraum als Salon. Der untere wird kaum, höchstens des Abends, besucht, denn nach Sonnenuntergang gibt es an Deck kein Licht mehr. Die meisten Passagiere ziehen es vor, sich

mit den Hühnern in die Hängematte zu legen, Doktor Ranke folgt mit Schrecken diesem Beispiel, nur ist er am Morgen weniger konsequent. Will man aber noch etwas lesen oder schreiben, erhält man im Salon unten eine Kerze konzediert. So angenehm bequem man in der Hängematte, nur muß man sich in die Diagonale des Rechtecks legen, ruht, so unsanft wird man des Nachts manchmal aus den Träumen emporgeprügelt, wenn das Schiff hart am Ufer entlang fährt und ein vorstehender Ast über das Deck wegsegt. Viel Schaden wird ja bei der Langsamkeit der Fahrt nicht angerichtet, aber die dufftigen, zeltartig die Hängematten überspannenden Mosquiteiros, die man hier recht nötig hat, kommen oft in Gefahr, in Felsen zu gehen. Bald hinter Corumba beginnt das Überschwemmungsgebiet, das durch die Wasser des oberen Paraguay und Lorenzo mit ihren Nebenflüssen gebildet wird, das Pantanal. Die Ebene südlich des Zusammenflusses der genannten Ströme steht von März bis September, Oktober unter Wasser, je weiter man flussaufwärts kommt, um so früher beginnt die Trockenzeit. Somit haben wir oben auf der Chapada, der Wasserscheide zwischen den Systemen des La Plata und Amazonas, gerade von März bis Oktober Trockenzeit. Dieses Gebiet kommt für uns am meisten in Betracht, weil der Marsch bis zum Einschiffungspunkt am Ronuro dieses Gebiet durchzieht. Auf dem Rückweg dann, wenn auf der Chapada die Regenzeit beginnt, ist das Wasser des Pantanals abgelassen, und ich kann die kleinen Untersuchungen bequem vornehmen.

Die Sambakis an der Mündung des Guyaba in den Lorenzo waren noch ganz mit Wasser bedeckt, als wir Anfang April sie passierten. Zu dieser Zeit, wenn das Wasser noch nicht das Gras völlig bedeckt, glaubt man ungeheure Strecken üppiges Weideland vor sich zu sehen, und erst bei näherem Hinschauen glitzert das Wasser zwischen den Halmen hervor. Allmählich werden die Ufer enger, doch kann sich der Strom immer noch mit der Elbe bei Dresden messen. Zahlreiche kleine schwimmende Inseln von suffulanten Schwimmpflanzen, auf denen sich häufig auch noch einige Kräuter und Gräser angesiedelt haben, treiben flussabwärts und müssen oft mit Stangen von den Rädern des Schiffes weggestoßen werden. Die Vegetation wird immer tropischer. Die Caranda-

palme, der der Grund wohl zu feucht ist, verschwindet. In zahllosen Windungen krümmt sich der Fluß, und die Geduld wird auf eine harte Probe gestellt, wenn man drei- bis viermal innerhalb mehrerer Stunden fast an denselben Fleck zurückkehrt. Die die Schlingen trennende Landbrücke ist oft schon unter Wasser, und es bedürfte nur noch einiger Fuß, um sie direkt überfahren zu können und dadurch stundenlange Umwege zu sparen. Namentlich am linken Ufer treten von nun an häufiger Bergketten heran, mit dichtem Grün bewachsen, aber anderer Gestalt als die passierten Regal des nördlichen Paraguay. An einer Ansiedelung, die im Eingang eines hübschen Thälchens versteckt liegt, wird Halt gemacht und Holz und ein Ochse eingeladen. Der Dampfer braucht für jede Fahrt 10,000 Scheit Holz, die in Raten täglich auf den Niederlassungen eingenommen werden. Der Lloyd brasileiro zahlt für jede Reise von Corumba nach Cuyaba und zurück 20 Conto de Reis Subvention, also im Jahre 500 Contos, denn Fracht gibt es wenig, bez. wird durch Offiziere portofrei mitgeführt, und die Passage für eine Person beträgt inkl. Essen (drei gute Mahlzeiten) und Wein für 5—6 Tage (wenn allzu starker Strom oder zu niedriges Wasser, auch mehr) nur 48 Milreis. Was sind das für Ungereimtheiten, wenn dieselbe Gesellschaft für die dreitägige Fahrt von Desterro bis Porto Allegre 140 Milreis nimmt! Für die Anwohner des Flusses, die meist in elenden mit Blättern bedeckten Lehmütten sitzen und das halbe Jahr gezwungen sind, im Canoa ihre Zuflucht zu suchen, ist der Holzverkauf die einzige Einnahme. Sie errichten hohe Gestelle, auf die das Holz aufgeschichtet vom Wasser nicht erreicht wird. Von der Hütte daneben sieht zuweilen nur das Dach heraus. Während auf der Ansiedelung, die, höher gelegen, vor Überschwemmung sicher ist, das Holz aufgeladen wurde, gingen einige Leute hinaus, um einen Ochsen zu lassieren. Mit großer Geschicklichkeit wurde die Schlinge über ein kleines, schwarzes Tier geschleudert und dasselbe trotz seines Widerstandes an den Hörnern herbeigezogen und, ohne viel Umstände zu machen, mittels eines Tanes durch den Flaschenzug an Deck gebracht, wo ihm Kopf und Schwanz an Pfosten festgebunden wurden. Eine alte, kranke Kuh, die zu miserabel war, um gegessen zu werden,

wurde auf dieselbe Weise an Land befördert. Der halbständige Aufenthalt bot mir Gelegenheit, einen Blick in das Innere der Hütte zu werfen. Ein großer getrennter Raum mit durchsichtigem Dach, in dessen einer Ecke ein großer offener Herd steht, quer über die anderen Ecken sind die Hängematten ausgespannt. Einige große thönerne Wasserkrüge an der Wand, ein hölzerner Maisstampfer und Mandiokareiber, ein paar Kürbiskrüge, im Winkel 2—3 elende Vorderlader und Pistolen mit Pulverhörnern und Schrottsäckchen, eine selbst aus einem Stück Holz gefertigte Viola mit 6—8 rohen Darm- oder Schnursaiten, das ist das ganze Inventar. Auf einem Strick über dem Herd hängen die schwarzbraunen, scharfriechenden Lappen von getrocknetem Fleisch (*Carne secca*). Stuhl oder Tisch gibt es nicht, alles kauert nach Art der Indianer auf den Fersen hockend und frisst mit den Fingern aus der Kürbischale. Das Fleisch wird in Fetzen zwischen den Zähnen gehalten und davor mit dem langen Messer abgeschnitten. Schon hier tritt der das Mato-grossoplateau aufbauende, stark mit Quarzadern durchsetzte Sandstein zu Tage, der wohl noch unermessliche Goldreichtümer birgt, von denen ich später noch sprechen werde.

Nachdem Holz und Ochse verladen, verlassen wir die kleine Fazenda, in der in der hiesigen Gegend ganz gewöhnliche Familienzustände herrschen sollen, die allen Begriffen der Moral spotten, und weiter geht die Reise. Man wird es nach der Karte kaum verstehen können, wie ein Dampfer für die kleine Strecke von Corumba-Cuyaba, die um 3 Grad auseinander liegen, 5—6 Tage braucht. Ist das Wasser aber flach, so kann der Dampfer nicht einmal bis hinauf nach Cuyaba gelangen, und Passagiere wie Gepäck müssen mit Chatas, großen Stechlähnen, weiter befördert werden. Wir treffen zwei solche Wasserschnecken, die hier zum Teil als fliegende Kramläden verwendet werden. 2—3 Monate brauchen sie günstigen Falls bis Cuyaba. Auf dem großen flachen Kahn mit verdecktem Raum, in dem die Ballen bunten Ghita- (Kattun-) Stoffe und Blechgeschirr aufgestapelt sind, neben welchem ein paar braune Weiber das scharf nach Pfeffer duftende Diner bereiten, herrscht ein reges Leben. Wohl ein Duzend Kerls mühen sich ab, den Kasten mit langen Stangen gegen die starke Strömung zu bringen. Zeit ist hier kein Geld. Bald

aber holen wir auch einen Dampfer der Konturrenzlinie ein, den „Tereré“, der einen Tag früher wie wir Corumba verlassen hat. Wir sind, so wenig Grund dafür auch vorliegt, ganz stolz auf die Leistungsfähigkeit unseres Coripo. Die Höhenzüge treten auf dem rechten Ufer bald hart an den Fluß heran, kurz vor der Einmündung des Lorenzo steigt aber ein weit höherer isolierter Gebirgsknoten mit schroffen grauen Felsen empor, dem Charakter nach den Granitklippen der Küste ähnlich. Dem Habitus nach scheint er dem Urgebirge anzugehören und dürfte in seiner höchsten Kuppe bis 1500 m über dem Fluß emporragen. Es ist die auch auf der Karte verzeichnete Serra Dourada. Sie bildet während der Überschwemmungen die Zuflucht für Mensch und Tier und gilt als eine der jagdreichsten Plätze des Matogrosso. Kurz darauf biegen wir in den Lorenzo ein, dessen ruhigeres Wasser eine schnellere Fahrt ermöglicht. Den Paraguay aufwärts laufen andere Dampfer derselben Kompanie bis S. Luiz, das frühere Villa Maria. Ihn werde ich auf dem Rückweg, wenn ich die Guató der Logoa dos Karayés aufsuche, noch kennen lernen. Noch lange blieb dies imposante Massiv der Serra Dourada in Sicht, die letzten Höhen bis Cuyaba. Im São Lorenzo sind wir von beiden Seiten mit Überschwemmungsgebiet umgeben, doch verhindert der dichte Uferwald den weiten Ausblick. Nur parkartige kleine Wiesen schließen sich zuweilen hart ans Ufer an. Ungeheuer reich ist die Tierwelt dieses Flusses. Bei jedem Einbiegen in eine neue Windung scheuchten wir Scharen von Möwen und Reiher auf, die hinter der nächsten Ecke ein Versteck suchten oder sich auf den hohen Bäumen niederließen. Wohl sechs Arten von Reiher ließen sich unterscheiden, der große kahlköpfige Cabeça secca, der prachtvolle weiße, ein bläulicher kleiner mit gelbem Schopf, ein graubrauner mit dunkleren Flügeln u. a. Von Busch zu Busch vor uns flogen pfeilschnell die stahlblauen Giszvögel, Pfefferfresser mit orange gelben, unförmigen Schnäbeln, hellgrüne Pirikitos und graugrüne große Papageien schwirren und flattern umher, schreiend und kreischend den schönen Gesang eines unsichtbaren, nachtigallartigen Vogels übertönend. Der kleine Bem-te-vi, unser alter Bekannter aus Sta. Catharina, und der braune bicho feio lassen ihre charakteristischen Rufe ertönen, und an den alten prachtvollen Schirmkronen der Vigearas bauen

die fleißigen Webervögel ihren originellen Nestsack. Zuweilen springt eine lustige Schar kleiner Matakosaffen schreiend durch die Zweige, in der Ferne am Ufer steht äsend oder laufend ein kleines Rudel des dicken, krummnasigen Wasserchweins, und im Wasser spielt ein Pärchen großer munterer Fischottern, *Contras*. Ab und zu stört ein auf ein Krokodil abgegebener Schuß, das trägt in dem das Ufer einfassenden Schwimmblattdickicht des *Aguapé*, den wir auf der Wanderung nach dem Meer zu bei *Corumba* schon trafen, liegt, den Frieden dieses Tierparadieses und alles entflieht, um an der nächsten Ecke wieder zum Vorschein zu kommen. Nur das Krokodil bleibt liegen, es gefällt ihm in der Sonne zu gut, um sich von ein paar Schrottkörnern aufschrecken zu lassen. Geradezu unerhofft treffen wir die stets zu Paaren lebenden trappenähnlichen *Tachans* an, die dicht nebeneinander auf niederen Sträuchern sitzend, nur wenig Scheu zeigen, aufgeschreckt aber mit fürchterlichem Geträusche davonfliegen. Von den vielen den Fluß beherrschenden Fischen, dem großen *Paku* und der gefährlichen, selbst den Menschen angreifenden *Piranha*, sahen wir vom Schiff aus nichts, an die ausgeworfenen Angeln wollten sie trotz der langsamen Fahrt nicht anbeißen. In der Abendkühle, wenn die *Citaben* und *Schellenfrösche* ihr Geklingel loslassen und die großen Leuchtkäfer das dunkle Gebüsch des Ufers mit tausend plötzlich aufleuchtenden Sternchen besäen, springen wohl auch die Fische hoch aus dem Wasser in harmlosem Spiel oder in angstvoller Flucht vor dem furchtbaren Rachen des sie verfolgenden *Jacarés*.

Von den den Fluß säumenden echt tropischen Gewächsen sind uns viele fremd. Hinter dem trügerischen dichten Teppich des *Aguapé* erhebt sich zur Trockenzeit das steile Ufer, jetzt liegt Fluß und Ufer auf demselben Niveau, und die tiefer stehenden Bäume schauen nur noch mit den Kronen aus dem Wasser hervor. Zwischen dichten Stauden gelber, sonnenblumenartiger Kompositen und roter Storchschnabelgewächse, dem hohen prächtigen, den Indianern zur Pfeilverfertigung dienenden *Gynerium sacharoides*, *Uhá*, erheben sich der uns von *Petropolis* bekannte kronleuchterartige *Zmbauvabaum* mit dichten, von Insekten hervorgerufenen Geschwülsten, *Jatobá*, deren Rinde uns dereinst den *Ronuro* hinabbefördern wird, der schwarze Farbe liefernde *Genipapo*, der Ameisenbaum und *Novat* und wie die uns noch

unbekannten Formen alle heißen. Prächtige kurzstämmige, aber langwedlig-dichte Akuripalmen treten vereinzelt auf. Schlingpflanzen aller Art, namentlich verschiedenfarbige Winden, überziehen dicht das Blattgewirr, und von der hohen Schirmkrone einer *Vigeira* leuchtet eine prachtvolle rote Blüte herab. Farne, Orchideen und Bromelien sah ich nicht, sie sind mehr an die Küstenzone gebunden, dagegen begrüßen wir wieder die rote *Canna* und die *Banana brava*. Die Vegetation und Fauna blieb auch dieselbe, nachdem wir vom Lorenzo in dessen Nebenfluß Cuyaba eingefahren waren, dessen Breite dem des Lorenzo nicht nachsteht und mit dem Neckar bei Heidelberg noch konkurrieren kann.

An Ansiedelungen ist der Cuyaba reicher als der Lorenzo, man merkt, daß man wieder in die Nähe einer großen Stadt kommt. Doch wird nur an den wenigsten angehalten. Die abzuliefernden Briefe werden in ein Stück Zuckerrohr geklemmt und dieses ans Ufer geschleudert. Fällt die Korrespondenz ins Wasser, schadet es auch weiter nichts, der Adressat holt sie mit dem Canoa ein. Karfreitag früh hielten wir an der Fazenda eines der reichsten Matogrossenser, dessen Besitz ungefähr die Ausdehnung der Kreishauptmannschaft Leipzig hat, dessen Behausung aber nur sehr gering von dem üblichen Hüttentypus absteht. Ein paar große Pantherfelle lagen zum Trocknen vor dem Thore. Zwei Guatöindianer mit schönen Römernasen luden Holz ein. Eine Holzkirche nebst Glocke war vorhanden, Gottesdienst erteilt der Herr des Hauses aber erst am Oster Sonntag. Wir schnitten uns für 1 Bintem (= 1,8 Pfennig) jeder drei große Stangen Zuckerrohr zum Auslutschen ab. Bald darauf trafen wir ein Canoa mit zwei Guatö, der eine stehend, der andere am Heck sitzend, eifrig die Schaukelruder führend.

4. 4. 96.

Endlich am 4. April, Vaters 70. Geburtstag, früh um 6 Uhr kam Cuyaba in Sicht. Wir bogen um die letzte Krümmung, und vor uns rechts lag auf etwas erhöhtem Ufer ein kleiner Häuserkomplex, zwischen dem eine Straße hinab zum Strand führte, der Hafen Cuyabas. Ein dreimaliges Pfeifen des Dampfers, ein Kanonenschuß vom Land, um der Stadt das große Ereignis der Ankunft des Dampfers zu melden, auf welches hin sich halb Cuyaba auf die Beine macht und die Post stürmt. Wie froh waren wir, als wir nach all den Unannehmlichkeiten das Bewußtsein

haben durften, nun endlich am eigentlichen Ausgangspunkt der Expedition angelangt zu sein. Fünf Monate waren wir schon unterwegs, jetzt endlich sollte es mit der Erfüllung der Aufgabe ernst werden. Würde es auch noch einige Wochen kosten, um alles für den Abmarsch fertigzustellen, das wollten wir gern mit in Kauf nehmen, konnten wir nun doch endlich einmal unsere große Bagage wieder ans Tageslicht ziehen und uns in eine wirklich expeditionsmäßige Atmosphäre hüllen. Verloren war, Gott sei Dank! auf der ganzen langen Reise an Gepäckstücken nichts, was aber verdorben war, das konnte erst nach Ausbreitung des ganzen Reiseinventars konstatiert werden. Das waren aber Kleinigkeiten, die uns den frohen Mut nicht rauben konnten. Jetzt hieß die endgültige Losung: Auf zum Kingu. Der Erfolg kann nur von der Anspannung aller Kräfte und dem nötigen Selbstvertrauen abhängen.

Cuyaba.

Steinens humorvolle, Cuyaba satirisch als Krähwinkel behandelnde Beschreibung von Stadt und Bewohnern zu lesen, rate ich jedem an, der sich über diese cidade des Matogrosso orientieren und sich eine genußreiche Stunde verschaffen will. Steinen kam frisch von Südgeorgien über Argentinien nach Cuyaba, und seine Darstellung gibt die sich ihm als Neuling auf brasilianischem Boden aufdrängenden Eindrücke treffend wieder. Wir waren durch unsere halbjährige Wanderschaft in den Küstenprovinzen schon etwas zu sehr blasirt, um so wie Steinen den Reiz der Neuheit voll und ganz empfinden zu können, und waren mit vielen Sonderbarkeiten der Leuten schon vertraut. Daß die Darstellung aber treffend ist, konnten wir genugsam konstatieren. Es ist im allgemeinen noch daselbe Nest, wie es der ersten Kinguexpedition zum Aufenthalt gedient hat, und auch der Cuyabaner, mag er es auch nicht gern hören, ist noch derselbe Spießer wie vor 12 Jahren. Seine Anschauungen und Gewohnheiten haben sich kaum über das damalige Niveau er-

hoben, trotzdem er sieht, daß Cuyaba aufblüht und von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung gewinnt. Daran ist aber er am wenigsten schuld, und wenn es uns allen begreiflich ist, daß die Hauptstadt des Matogrosso, dieses an Schätzen aller Art so reiche Land aus seiner Passivität heraustritt und beginnt, seine so lange ruhenden Hebel in Bewegung zu setzen, so ist es um so unbegreiflicher, daß es so lange hat wahren können, bis die Maschine nun endlich in Gang kommt. Wer den Brasilianer allerdings kennt, den wundert diese gegen alles Schubsien und Stoßen unempfindliche Indolenz des Cuyabaners nicht, der selbst dann noch, wenn er mit der Nase auf die unter seinen löcherigen Stiefelsohlen ruhenden Reichtümer gestoßen wird, noch nichts sehen will, oder wenn er sie sieht, doch zu denkfaul und träge ist, dieselben mit den einfachsten Mitteln zu heben. Er hat hier nicht einmal die Entschuldigug des tropischen Küstenbrasilianers, dem die feuchte erschlaffende Hitze wirklich den Kopf beschlägt und ihn an thatkräftigen Arbeiten hindert. Dort hat auch der Ausländer, der sich alle Mühe gibt, zu prosperieren, keine Möglichkeit, sich dem angreifenden Klima willenskräftig widersetzen zu können. Auch er wird nach ein paar Stunden Arbeit schlapp und matt. Aber gerade am Ausländer sieht man hier, daß der riesige Stillstand des Landes einzig und allein der Indolenz des Matogrossenfers zu verdanken ist.

Während die paar Ausländer, meist Deutsche, in Cuyaba, wenn sie thatkräftig zupacken, leicht und schnell sich in Wohlstand bringen können, wobei sie nur mit der Indolenz des Brasilianers zu kämpfen haben, bleibt der Matogrossenfer, speziell aber der Cuyabaner, in dessen Händen zumeist das Wohl und Wehe des ganzen Staates liegt, zurück und folgt nur ängstlich zögernd dem von fremdem Element gegebenen Impuls. Ein Sinn für Geschäft geht dem Cuyabaner absolut ab. Das geht schon aus der Ignorierung meiner Expedition seitens der Kaufleute hervor. Man denke sich nur, daß in ein kleines deutsches Städtchen jemand kommt, der für größere Unternehmungen umfangreiche Anschaffungen an Lebensmitteln u. bedarf. Er würde am ersten Tag schon von sämtlichen Lieferanten das Haus eingelaufen bekommen, die sich gegenseitig Konkurrenz zu machen suchten. Hier in Cuyaba hat sich in den 5 1/2 Wochen meines

Hierseins, obgleich ich bekannt war wie ein bunter Hund und jedermann mußte, daß ich hier eine Expedition ausrüstete, auch nicht ein einziger Kaufmann eingestellt, der mir Anerbietungen gemacht hätte, während ich duzendmal mit den Leuten zusammen war. Es hat vielmehr unendliche Schwierigkeiten gemacht, die nötige Fourage aufzutreiben, und von Engrospreisen war keine Spur. Die reine Tütchenkrämerei von a bis z. So geht es aber hier mit allem. Man ist froh, wenn man von Hand in Mund zu leben hat, der Kaufmann bringt dadurch, daß er seine paar Knöpfe oder Bändchen zu unverändertem Preis verkauft, doch nach und nach ein hübsches Sümmechen zusammen, der Sohn übernimmt später mit denselben Tendenzen das Geschäft, und so geht es weiter. Man ist konservativ bis zum Dummwerden. Gegen diesen Konservatismus kämpfen nun die Ausländer an, und es ist ihnen dank ihrer unermüdlischen Energie nach und nach gelungen, einige etwas weniger schwerfällige Geschäftsleute, die noch über ihr Hauptbuch hinausblicken können und vielleicht etwas von den plausibeln Vernunftgründen, mit denen ihr Trommelfell bearbeitet wird, verstehen und lernen zu kalkulieren, dazu zu veranlassen, sich den Fortschritten der Kultur etwas zu erschließen und Neuerungen zugänglich zu werden.

So hat Herr Wilhelm Goerne vom Importhaus Goez und Goerne in Hamburg seit einem halben Jahre durch Errichtung eines Musterlagers für Cuyaba vielleicht mehr gethan, als es in zehn Jahren selbständig gewonnen hätte. Seinem geschickten Handeln ist es vor allen Dingen gelungen, den englischen Import, den seit langer Zeit Häuser in Montevideo, Buenos Aires und Assuncion für das Matogrosso besorgten, zu untergraben und deutsche Ware in Ansehen zu bringen. Einer französischen Konkurrenz, die durch einen zweifelhaften Abenteurer ein paar Jahre vergeblich suchte, Platz zu fassen, hat er durch solide Preise sofort den Hals gebrochen. Zwei, drei Kaufleute haben nun Mut und Vertrauen gefaßt und sind nach kurzer Zeit mit ganz beträchtlichen Ordes herausgekommen, andere schließen sich versuchsweise an, so daß für den Pionier deutschen Handels alle Aussichten erwachsen, den Handel im Matogrosso, dessen Anteil in Corumba er durch einjährige Arbeit schon dort sich gesichert, in seine Hand zu bekommen und damit für deutsche Industrie ein

neues, mit der Zeit glänzende Aussicht gewinnendes Absatzgebiet zu schaffen. Vier Reisende von den Handelsplätzen am La Plata mußten dank seiner tüchtigen Vorarbeit unverrichteter Sache wieder abziehen. Zu gleicher Zeit sucht er aber auch den Export des Matogrosso, dem seit einiger Zeit in dem Aufblühen des Kautschukvertriebs aus den Wäldern am Paranatinga ein bedeutender Zuwachs erstanden ist, und den England bisher sich zu sichern bestrebt, dem deutschen Markt zuzuwenden und hat bereits bedeutende Verträge mit den Händlern abgeschlossen. Eine unschätzbare Ergänzung der Handelsbestrebungen Goernes ist die spekulative Thakraft des Züricher Ingenieurs Markwalden. Wenn auch nur die Hälfte von den Plänen, die unererschöpflich seinem praktisch angelegten Geist entspringen, zur Ausführung kommen, so wird doch Cuyaba kaum wiederzuerkennen sein. Glücklicherweise finden seine einleuchtenden und klug spekulativ ausgearbeiteten Projekte beim Oberhaupt des Staates Matogrosso geneigtes Ohr, und viel hat bereits Cuyaba seiner Wirksamkeit zu verdanken. Durch solide Brücken- und Straßenbauten, die die Hälfte der von brasilianischen Ingenieuren veranschlagten Kosten erforderten, hat er das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen, und er darf es nun wagen, mit größeren Ideen ans Licht und vor die eng zugeknöpften Taschen der Cuyabaner zu treten. Die Wasserleitung Cuyabas ist herzlich schlecht und bedarf nur geringer Erweiterungen, um sie aufzubessern. Für die recht teure Petroleumbeleuchtung sind eine große Anzahl Leute nötig. Nach Ankauf eines etwa 30 Leguas entfernten Wasserfalls soll dort eine elektrische Anlage gebaut werden und damit der Stadt neues Licht geschafft werden. Für eventuell entstehende Industrien ist Kraft damit zur Genüge geschaffen. Fraglich ist es mir nur, ob er dabei seine Rechnung finden wird. Bei dem heutigen Zammerturs hofft er vielleicht deutsches Kapital zu bekommen, das bei Steigen des Mißreis eine erhebliche Zinserhöhung erfahren würde. Er selbst will mit 50 Contos eintreten, der Staat gibt 20 Contos, Cuyabaner Häuser zusammen 50 Contos.

Ein weiteres Projekt ist die rationelle Ausbeutung des jedenfalls sehr reichen Goldgehaltes der Erde. Die ganze Umgebung Cuyabas ist weithin von Wäschern durchwühlt und ausgepült, und schon bei primitivstem Verfahren ist man meist auf seine

Rechnung gekommen. Das Gold, das aus westöstlich den Schiefer und Sandstein durchziehenden Quarzadern stammt und im Quarzkies eingeschlemmt ist, wird einfach in Holzschüsseln mit spitz zulaufendem Grund ausgewaschen. Ich habe selbst mein Glück probiert und ganz ohne Übung leicht in 5 Minuten ein paar kleine Körnchen des blinkenden Metalls herausgespült. Nun finden sich etwa 1 Legoa von der Stadt wohl 60 Jahre alte verlassene weitgehende bergmännische Anlagen mit tiefen Stollen und Schächten. Laut Dokumenten sollen daselbst große Mengen Goldes gewonnen worden sein, jedoch durch Verschwendung des Besitzers die Geschichte verkracht sein. Wenn man bedenkt, daß damals alle Arbeit ohne Maschinen durch Sklaven betrieben wurde, die, wie man erzählt, und wie man an den eingehauenen Stufen erkennen kann, 5—6 Mann hoch übereinanderstehend das Grundwasser 10 Stunden lang mit Eimern hinaufheben mußten, um 2 Stunden im Gang arbeiten zu können, und die durch den Kauf der Sklaven und die erwachsenden Speisen hohen Kosten veranschlagt, dagegen aber bedenkt, daß dieses Unternehmen immerhin, also bei zweistündiger Arbeitszeit, 10 Jahre lang genug abwarf, um die Spielwut und Verschwendung des Besitzers zu decken, so dürfte es sich doch des rationellen Versuchs mit Pumpen lohnen. Um dem Matogrosso einen weiteren Erwerbszweig zu schaffen, ist eine Straße (bez. Pikade) über die Chapada nach dem Amazonas projektiert, auf der das im Matogrosso noch verhältnismäßig billige Vieh (50—60 Milr.) nach Para, wo jetzt 300—400 Milr. (!) bezahlt werden, getrieben werden kann. Für die Auffindung und Aufmachung des Weges sind mehrere 100 Conto de Reis bewilligt. Freilich ist die Aufgabe sehr schwer und werden die Kosten den Anschlag weit übersteigen.

Eine Eisenbahn auf die Chapada, die ebenfalls projektiert ist, soll später nach dem Amazonas Fortsetzung finden. Marwalden, dem die Konzession nach eventueller Bewilligung zugesagt ist, erhielt als Unternehmer 1 km rechts und links der Bahn. Sie ist auf 1000 Contos veranschlagt. Doch ist letzteres Projekt wohl kaum noch ernst zu nehmen, weil es vor allen Dingen an Leuten fehlt, die die Bahn benutzen und Produkte damit nach der Stadt befördern. Es ist eine Schande, daß die Cuyabaner nicht die Hand rühren, um den schreienden Mißständen, die durch die

geringe Produktion bei starker Nachfrage entstandenen horrenden Preise hervorgerufen sind, abzuhelpfen. Dem Land fehlt es am meisten an Kolonisten, und Markwalben hat den vernünftigen Vorschlag gemacht, die Eisenbahn nur schmalspurig herzustellen und von den dadurch ersparten 100 Contos 100 Kolonistenfamilien anzusiedeln. Ist es wirklich einmal so weit, daß die Paraguaybahn gebaut wird, so kann die Schmalspurbahn nach dem Paranatinga verlegt und die Strecke auf die Chapada breites Geleise erhalten. Wenn es auch vorläufig noch Kopfschütteln erregen wird, daß man hier mit derartigen Projekten schon wirtschaftet, während das Land noch so gut wie unbekannt und unbewohnt ist, so ist doch ein sicherer Beweis damit geliefert, daß man hier anfängt aus seiner Lethargie zu erwachen und die Wichtigkeit der Reform des Landes erkennt und dadurch schon der Reichtum des Matogrosso halb erschlossen wird. In hundert Jahren wird die Oberfläche des Bodens mit der Tiefe an Uner-schöpflichkeit von Reichtümern wetteifern und dem Brasilianer damit ein wirkliches Eldorado erstehen. Herr Markwalben wird aber schwerlich seine goldenen Früchte schon so bald ernten können. Dem wachsenden Import wird durch eigene Industrie in absehbarer Zeit noch kein Abbruch geschehen, denn mit Ausnahme der Strohhutfabrikation im Zuchthaus und etwas Zuckersfabrikation ist wohl kein Betrieb zu finden. Kaum sind die allernotwendigsten Handwerker aufzutreiben, und der reiche Kaufmann Nicolo streicht hellen lichten Tages sein Haus eigenhändig grasgrün an. Durch den höheren Import ist aber auch der Flußverkehr bedeutend gewachsen, wie ich schon früher schrieb, und die Dampfer nach Corumba finden jetzt mindestens alle 14 Tage Anschluß nach Cuyaba. Dazwischen gehen ab und zu kleinere Chatas. Auch hierin macht Herr Markwalben. Er will bei Goerne einen Petroleummotor-dampfer für 40 Contos bestellen, der Fracht von und nach Corumba bringen und jährlich 25,000 Milreis Reinertrag liefern soll. Die Errungenschaft Cuyabas, einen Telegraph erhalten zu haben, ist sehr imaginär, denn zumeist ist die Linie unterbrochen. Häufig soll es vorkommen, daß ein Fazendeiro seinen Bedarf an Zaumdraht durch die Leitung deckt.

Eine andere Acquisition, auf die Cuyaba aber stolz ist, erscheint in der Mulabahn. „Progresso Cuyabano“ schimpft sich

die Gesellschaft. Freilich „ut desint vires“ ic. Diese Bahn verbindet vor allem die etwas abgelegene Hafenvorstadt mit dem Zentrum. Kommt man vom Fluß, so steigt man die breite Rua do porto langsam hinan. Einige Königspalmen und die mit dreifach übereinander ausgebreiteten Schirmen tiefen Schatten spendenden „Chapeo de sol“ stehen in einzelnen kurzen Reihen vor den niedrigen Häusern. Einige Benden und das Produktengeschäft unseres Landsmannes Lewandowsky finden sich hier. Zur Rechten liegt im Hofeisen mit kleinem bepflasterten Hof das Feuerwerkslaboratorium, links eine schmucklose Kirche, das Arsenal, die Anstalt für „Seefadetten“! Sie werden hier für den Krieg mittels Flußkreuzern ic. ausgebildet. Dann folgt das Gefängnis. Zur Rechten führt die lange Rua nova, wo wir 5 Wochen lang gehaust haben, auf den vom Seminar und einer Kaserne gekrönten Hügel östlich der Stadt. Hinter dem Gefängnis beginnt die eigentliche Stadt, die von einer langen Straße, bergauf bergab, wie von einem Wurm, durchzogen wird. Die Straßen und Häuser sind echt brasilianisch primitiv. Der Straßendamm ist entsehrlich gepflastert, so daß man des Abends ohne Laterne unseßsbar Arm und Bein brechen würde. Einige etwas luxuriösere Hausbesitzer haben sich ein Stück Ziegelsteintrottoir geleistet, auf dem man ein paar Sekunden schwelgen kann. Die fast nur einstöckigen Häuser sind jedes andersfarbig angestrichen und in die hellblauen, grünlichen oder gelblichen Felder noch gresle grüne oder blaue Fensterrahmen und Thüren gemalt. Das flache, aus großen halbcylindrischen Ziegeln wellenförmig zusammengesetzte Dach springt etwa 1 m in die Straße vor und schützt die ewig im Fenster Maulaffen feilhaltenden Damen des Hauses vor dem Sonnenstich.

Nach etwa 10 Minuten Weges überschreitet man einen neu angelegten, mit einem salztrockenen Terrakottespringbrünnchen geschmückten Platz, über dem oben das Seminar sichtbar ist. Die Straße steigt dann auf und mündet auf dem großen, von der Post, der Matogrossobank, Lyceum (Lesegesellschaft), Kaserne und Kathedrale und einigen zweistöckigen, mit Balkons umzogenen Häusern eingefassten Platz. Die Rua bella, die Hauptgeschäftstraße, zieht in Fortsetzung der durchschrittenen Straße nach dem unteren Stadtteil, wir überschreiten den Platz und stoßen neben der Kathedrale auf den recht hübsch angelegten kleinen Jardim

publico, in dem Tropengewächse aller Art ein prächtiges Ensemble bilden. Zwei Springbrunnen sind leider auch nur an den allerhöchsten Feiertagen in Thätigkeit. Im Schatten der schönen Palmengruppe liegt der Regierungspalast, der Sitz des Präsidenten und der Verwaltungsbehörden, ein langes einstöckiges grünes Gebäude. Vom Garten aus gelangt man in wenig Schritten auf der Rua quinze de novembro nach dem Polizeibüreau, dem Telegraphenamnt und den beiden sogenannten Hotels, auch eine Erziehungsinstitut der letzten Jahre. Der Wirt desjenigen I. Klasse war früher Jongleur einer den Fluß heraufkommenden Seiltänzertruppe, der es vorzog, mit der Prima Ballerina hier zurückzubleiben und das unstete, wenig einträgliche Wanderleben mit der angenehmen Existenz eines behäbigen Gastwirts zu vertauschen. Man bekommt in dem einzigen Wirtszimmer wenigstens einmal etwas anderes als Reis und Bohnen.

Damit sind die Sehenswürdigkeiten so ziemlich erschöpft, wenn man nicht das einem deutschen Soldaten Bauchweh bereitende Exercieren des Militärs auf dem großen Platz mit den alle halben Stunden vorbeigeblasenen Signalen dazu rechnen will. Das Militär ist hier kümmerlicher als irgendwo. Dem zusammengelaufenen Gesindel wird aber nicht einmal der Sold ausgezahlt, sie erhalten nur Anweisungen auf die Bank in Rio, die sie hier mit 50 Prozent Verlust loszuschlagen gezwungen sind, um überhaupt ein paar Groschen zu sehen. Ganz gut ist die Militärkapelle, jedenfalls Spezialverdienst eines etwas musikalischen Dirigenten. Jeden Sonntag von 6—8 Uhr ist im Jardim publico Konzert, das Repertoire ist allerdings sehr beschränkt, die Cuyabaner Hautevolée (nur diese darf in den Jardim, deshalb heißt er publico) geht aber mit Andacht bei den Klängen der melodischen brasilianischen Märsche spazieren, die Herren schwarz, viele mit Cylinder, die Ladies in hellem großblumigen Kattun, ohne Hut. Seit Frau Goerne aber hier ist und mit ihrem Hut bahnbrechend für die mode Cuyabayenne geworden ist, sieht man ab und zu auf dem schwarzen Haarwulst einen buntblumigen Strohhut sitzen. Zu Haus sieht die Cuyabanerfamilie aber um so liederlicher aus. Die Frau trägt kaum mehr als Hemd und Rock, über Frau Goernes Inexpresibles gerieten die Wäscherinnen in Ekstase. „Que é isto, nunca vi uma ropa desta qualidade“

(Was ist das? Solche Kleider habe ich noch nie gesehen). Die Kinder laufen im Haus und auch oft auf der Straße ganz nackt herum.

Wenn die bessere Gesellschaft schon so nachlässig im Äußeren ist, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie die Plebs erst aussieht. Alle Nuancen von Weiß zu Schwarz schauen aus den mangelhaften Kleidungsstücken hervor. Körperlich ist das Volk furchtbar degeneriert. Ich habe noch in keiner Stadt soviel Kröpfe, Blödsinn und Geisteskrankheit, Blinde und Krüppel gesehen wie hier. Dr. Kante wird von Kranken aller Art überlaufen, kann ihnen aber wegen der veralteten Leiden meist nicht helfen. Die reinen Neger, und es gibt noch recht viele, die sogar ihr eigenes Idiom „Congo“ sprechen, sind noch die Angenehmsten und Zuverlässigsten. Die Geistlichkeit hat auch hier das eigentliche Heft in der Hand, und es wird einen bösen Sturm geben, wenn ihnen die hiesige Regierung das bisher gezahlte Legat von 30 Contos jährlich für Kolonisation entziehen und selbst Kolonen damit heranziehen wird. Ein Seminar und die Schulen sind sämtlich von Pfaffen geleitet. Eine höchst merkwürdige Theatervorstellung der Böglinge zur Feier der Einweihung eines neuen Kollegiums, bei welcher falscher Klaviervortrag und italienische langweilige Couplets die Pausen eines fünfaktigen Trauerspiels „Diokletian“ ausfüllten, bei dem losgelassene Raketen einem Jungen den mähenartigen Bart abbrannten, hatte ich das Vergnügen mit anzusehen. Ich flüchtete mich bald vor Langeweile in den großen, in hellem Mondschein erstrahlenden Garten, während im Saal das Publikum Augen, Nasen und Mund aufriß, um nichts von dem zweifelhaften Genuß sich entgehen zu lassen. Ebenso blödsinnig war der am Sonntag vor Pfingsten veranstaltete Maskenzug, dem allgemeine Bettelei für einen Heiligen, den man küssen durfte, voranging. Wohl 200 geistlos aufgepuckte Narren zogen schreiend hinter einer Musikbande zu Pferd 3—4 Stunden lang durch die Straßen. Der Fastnachtszug in Desterro war dagegen durch geistreich zu nennen. Jammersehade, daß wir die von Steinen so poetisch beschriebene Karfreitagsprozession nicht mit ansehen konnten. Als wir am Ostersonnabend ankamen, baumelten an den Bäumen nur noch die ausgestopften Judaspuppen herab. Am 25. des Monats hat Cuyaba sein Stiergefecht, bei

dem aber heileibe keinem der Ochsen etwas gethan werden darf. Eine harmlose Spiegelfechtere, weiter nichts.

Dies ist die Stadt, die uns 5 1/2 Wochen lang beherbergte, und in der man aus dem Ärger nicht herausgekommen ist, und der ich nun mit Freuden den Rücken drehe. Mit unserer Behausung hatten wir es ja gut getroffen. Das geräumige, wenn auch schlecht gehaltene Haus wurde uns kostenfrei überlassen, wir konnten nach Bequemlichkeit uns darin ausbreiten und umpacken; Möbel gab es allerdings nicht, aber einige leere Kisten, eine umgelegte Thür, ein paar Bretter und die Hängematten genügten unseren Ansprüchen ja vollkommen. Der Kontrast gegen die auf der Reise uns bevorstehenden Entbehrungen wird dadurch nicht so schwer empfunden. Ich hatte geglaubt, in drei Wochen hier fertig zu werden, hatte aber dabei die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn es hat unendliche Schwierigkeiten gemacht, die für die Reise nötige Tropa zusammen zu bekommen. Ich wollte, da die Esel wegen des Aufschwungs des Kautschuthandels sehr selten und teuer sind, Ochsen als Lasttiere kaufen, doch waren von diesen nur magere Tiere zu kaufen, die uns nicht dienen konnten. Die hiesigen Esel waren desgleichen recht elend, und es war deshalb nötig, Dr. Ranke und Carlos Dhein nach Rosario zu senden, wo sie eine Tropa von 17 Tieren erstanden, die nach und nach durch hiesige teure Zukäufe auf 36 gestiegen ist. Ein Esel kreperte bald nach dem Ankauf an der peste cadeira, einer akuten Rückenmarkskrankheit. Da ich das mir bei hiesigen Kaufleuten angewiesene Geld nicht zusammenbringen konnte, mußte ich telegraphische Anordnung treffen, um bei einem anderen Kaufmann noch Kredit zu erhalten. Meine für die Reise nötigen Lebensmittel sind nach und nach durch Beistand des wirklich sich für uns aufopfernden Herrn Virgilio Ferreira de Albuquerque zusammengekauft worden. Weitere Schwierigkeiten bereitete das Anwerben der Kameraden. Alle hiesigen Arbeiter haben an ihren „patrão“ Schulden, und ohne dieselben im voraus zu bezahlen, bekommt man überhaupt keinen Begleiter, läuft aber dann das Risiko, daß der Kerl bei der nächsten Gelegenheit durchbrennt. Außerdem haben die meisten Leute eine mächtige Angst vor einer Reise in unbekannte Indianergebiete. Nach Steinens Expeditionen, die nur mit friedlichen Indianern in Berührung kamen, ist

die Expedition des Cuyabaners Rondon ausgezogen, der Steinen folgte, um die „Martyrios“, die fabelhaften Goldminen im Kingu-gebiet, zu suchen, wobei ein Mann umkam, als bei der ersten Begegnung mit Indianern die Brasilianer gleich Feuer gaben. Eine andere Expedition, die durch die Gebiete der gefährlichen Apiaka den zum Tapajoz gehörigen Paranatinga hinabfuhr, ist fast ganz wegen Mangel an allem zu Grunde gegangen. Nur schwer sind die Leute zu überzeugen, daß auf meiner Reise eine derartige Gefahr nicht vorliegt, weil ich für acht Monate reichlich verproviantiert bin (Steinen hatte nur für den Hinmarsch bis zum Einschiffungspunkt Proviant mitgenommen) und die gefährlichen Gebiete weitab von meiner Route liegen. Ich danke Gott, daß ich mir in meinen Riograndensern einen tüchtigen Kern geschaffen habe. Doch habe ich mit der Zeit fünf weitere tüchtige Kerls bekommen. Ein junger Mulatte, den ich mitnehmen wollte, wurde auf dem Tanzboden erstochen, und zwei andere Leute zu mir, die dabei waren, als angebliche Mörder eingesperrt. Es gelang mir aber, sie den Schergen zu entreißen, nachdem ich zufällig den Mörder erfahren hatte. Bezeichnend in diesem angenehmen Intermezzo war die Ahnungslosigkeit des Polizeichefs von der Mordthat. Erst durch den Delegat des Bezirks hörte er nach meiner Mitteilung davon. Nach all den Schwierigkeiten glaubte ich, am zweiten Pfingsttag, den 11. Mai, wirklich fortkommen zu können und telegraphierte meine Abreise nach Hause. Da fehlen am Abend des 10. zwei auswärtig gekaufte Esel. Es ist nicht zu vermeiden, daß in dem Campamento, das vor der Stadt im Busch liegt, täglich sich ein paar Tiere, die frei herumlaufen, verlieren, doch sind sie meist bald wieder gefunden. Diesen beiden Schindern muß es aber nun gerade einfallen, am letzten Tag vor der bestimmten Abreise nach ihrer 10 Legoas entfernten Heimat zurückzutrotten.

Die Entsendung Alphons' hatte keinen Erfolg, er verstand es noch nicht, mit den hiesigen Gaunern umzugehen; der Besitzer that, als ob er von nichts wüßte und verweigerte die Herausgabe. Carlos und ein Cuyabaner mußten, als nach drei Tagen Alphons unverrichteter Sache zurückkam, die Sache in die Hand nehmen. Unterdes war Kanke, der von Rosario schon etwas abgespannt zurückgekehrt war, recht krank geworden. Eigen-

tümlische Fiebererscheinungen mit unförmigen Anschwellungen des Körpers waren recht bedenkliche Symptome, die auf Vergiftung hinwiesen. Wohl weniger der zweifelhaften Kunst des Cuyabaner Mebikus, der durch stereotype und dabei recht wenig vertrauenerweckende Fragen die Geduld seines überlegenen Patienten auf eine harte Probe stellte, es dabei aber recht gut meinte, als der sonst kräftigen Natur Kankes war es zu verdanken, daß er nach acht Tagen wieder so weit war, daß man eine Abreise festsetzen konnte.

Am 12. hatte eine aufregende Szene im Lager stattgefunden. Gvaristo, mein schwarzer Diener aus Sta. Catharina, hatte sich, betrunken, gegen Carlos aufgelehnt und war mit der Pistole auf ihn losgegangen, so daß Carlos gezwungen war, ihn binden und nach der Stadt bringen zu lassen. Ich mußte ihn, da Carlos glaubte, vor seiner Rache nicht sicher zu sein, ins Loch stecken lassen, mit der Bestimmung, ihn nicht vor unserer Abreise herauszulassen. Virgilio hatte ich Geld angewiesen, um Gvaristo nach seiner Freilassung die Heimreise nach Sta. Catharina zu bezahlen. Da sich nun unsere Abreise verzögerte, war es unmöglich, ihn länger als drei Tage in Haft zu behalten. Er wurde frei, war aber so unüberlegt, sich von der Polizeitruppe sofort antwerben zu lassen. Nach einigen Tagen kam er heulend zu mir, er hatte sich die Sache anders überlegt und wollte doch heim. Ich that alles, was ich thun konnte, es gelang mir aber nicht, ihn wieder los zu bekommen. So blieb er also als Polizist in Cuyaba zurück, vielleicht kam er nach unserer Rückkehr mit uns gemeinsam heimkehren. Am 16. kam auch Carlos mit den beiden verlorenen Tieren, die er nach allerlei Drohungen glücklich abgerungen hatte, zurück. Wollen wir nicht riskieren, in den nächsten Tagen auf dem schlechten, abgegriffenen Lagerplatz wieder ein paar Bestas zu verlieren, muß nun aufgebrochen werden. Auch der Geldbeutel ist leer, die letzten paar hundert Milreis müssen für eventuelle Ausgaben unterwegs noch reichen.

Mit der Tropa zu den Quellen des Kingu.

Am 21. Mai war denn endlich der große Wurf gelungen, 21. 5. 96.
 wir hatten das entsetzliche Cuyaba hinter uns, das uns so viel
 Ärger und Verdruß bereitet hat. Es schien wirklich, als ob
 es ganz unmöglich sei, sich aus den Armen dieser habgierigen
 und tödtlichen Matogrosso-Schönheit befreien zu können, so ge-
 schickt wußte sie stets im letzten Augenblick vor der Trennung eine
 neue Schranke in den Weg zu setzen, die mit Mühe erst über-
 stiegen werden mußte. Daß ich dabei nicht ganz die Geduld
 verloren hatte, war mir nun, wenn ich die lange Serie von
 Kalamitäten überblickte, fast unbegreiflich. Litt aber die all-
 gemeine Stimmung und Schaffensfreude auch unter den nicht
 aufhörenwollenden Ärgernissen, so war doch nun mit einem
 Schlag alles vergessen, und neuer Mut und neue Freude und
 Hoffnung auf gutes Gelingen erfüllte das Herz, das in Gottes
 freier Natur, der für die nächsten Monate nun wir allein an-
 gehören, aufjubelte, befreit von den drückenden Fesseln, die Cuyaba
 ihm angelegt hatte.

Meine Tropa unter Carls Leitung war schon am 18. Mai
 bepackt worden und in der Richtung des Marçagãowegs abgerückt.
 21/2 Legoas vor der Stadt war ein neues Lager aufgeschlagen
 worden, wohin wir nach Rankes Wiederherstellung nachfolgen
 wollten. Am 20. war Ranke so weit wieder munter, um auf-
 stehen zu können. Ich ließ vier Lasttiere hereinkommen, um noch
 das persönliche Gepäck, die Küche und Apotheke abzuholen, zwei
 Reittiere, darunter mein dicker, strammer Kingu, folgten, und
 heute früh konnten wir noch nach kurzem Abschied von Virgilio
 und Jojetti und einem letzten Bierhumpen bei Goernes den Staub
 von unseren Füßen schütteln. Fort ging es, hinein in den Ser-
 radão. Freilich sehr imponierend war der kleine Zug nicht. Da
 nicht alles verladen werden konnte, mußte jeder noch ein paar
 Kleinigkeiten, einen Gimer, ein Paß Gewehre, ein paar Blech-
 büchsen, mit auf den Sattel nehmen. Was kümmerte uns das
 aber, wenn wir eher aussahen wie eine Bettelbande als eine
 wissenschaftliche Expedition, kamen wir doch hinaus und waren
 glücklich. Carl, Alphons und Alfred hatten ihren breiten Stroh-

hut mit roter Einfassung, Band und Quaste malerisch ausstaffiert, unsere Hütte zierte ein von Herrn Virgilio gestiftetes, wegen seiner unformigen Breite aber von Frau Goerne auf ein Drittel reduziertes Band in den deutschen Farben. Antonio, unser neuester Kamerad, schleppte die Hunde, die für die nächsten Tage noch angebunden bleiben sollten. Die gute FINEZA mußten wir leider zurücklassen, da wir jedenfalls in zwei bis drei Tagen beträchtlichen Nachwuchs erhalten hätten, dessen Transport doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Zwei Stunden lang dauerte der Ritt. Vor uns lag die weite Buschsteppe im roten Schein der Abendsonne, und aus dem blauen Dunst der Ferne sandten die schlanken Zinnen des mächtigen Plateaus der Chapada uns einen Willkommengruß der freien Natur, der allein wir nun für lange Zeit angehören sollten. Im Lager angelangt, empfing uns die helle Freude meiner Leute, denn alle teilten unsere Empfindung der Erlösung von einer drückenden Fessel, und fröhlicher Gesang und Tanz währten bis spät in die Nacht, die erste Nacht unter Gottes freiem Himmel.

So schnell, wie wir glaubten, ging es aber mit der Abreise noch nicht. Der gleich auf dem Marsch nach dem Campament verlorene Farinhaesel, der durch häufiges Ausreißen schon sich einen übeln Ruf bereitet hat, fehlt noch immer. Wenn er nicht gestohlen ist und nicht gefunden wird, kriecht das Tier sicher im Busch, wenn es sich hinlegt. Denn mit der Last allein aufstehen kann es nicht. Um weiteren Verlusten vorzubeugen, werden die anderen Esel einstweilen an Stangen und Bäumchen angebunden. Da es sich herausstellte, daß alle Lasten zu schwer waren, mußte Carlos nochmals nach der Stadt, um drei weitere Mulas aufzutreiben. Aber kein Geld war mehr im Beutel, es mußte gepumpt werden. Almeida streckte uns ein Conto de Reis zu 12 Prozent vor, dem dortigen Zinsfuß. Nachdem Carlos mit drei leidlich guten Tieren zurückgekehrt war, alle Aussicht auf Wiedergewinnung des Ausreißers aber geschwunden, die Lasten gut verteilt und einige namenlose Bestas noch passende Namen erhalten hatten, waren wir marschbereit.

Es war ein prächtiger taufrischer Morgen, als sich am 24. die nunmehr vollzählige Expedition in der Richtung auf den nördlich gelegenen Einschnitt der Hochplateaus in Bewe-

gung setzte. Die 36 Lastesel wurden in drei Trupps zu je 12 Tieren getrieben, und die Führung eines jeden Trupps war einem meiner Riograndenser anvertraut. Die sieben Guyabaner Begleiter, zumeist Neger und Mulatten, wurden ihnen zugeteilt. Ranke, Carlos, dem ich die Marschleitung übertragen hatte, der Karawanenführer und ich waren beritten. Dichter Serradão umgab uns, jene eigentümliche Vegetation des zentralbrasilianischen Plateaus, deren Glieder, in der Trockenzeit von April bis Oktober einzig und allein auf den reichlichen Taufall angewiesen, nur ein höchst dürftiges Wachstum zeigen. Die wenigen harten, scheinbar zerknitterten großen Blätter der kaum 3 m hohen knorrigen Bäume mit weit auslaufenden Ästen glänzten im Tau. Tier und Mensch wurde beim Wandern durch das mannigfaltige dürre, harte Büschelgras durchnäßt. Einige wenige Stauden mit spärlichen Blüten wechseln mit den langen Nuten dünner Sträucher. An den schlangenartig gekrümmten, mattglänzenden Arten einiger besonders charakteristischen Bäume, deren rosettenartig dem Endtrieb entspringende Blätter schon abgestoßen waren, hängen noch einige harte, faustgroße, leere Fruchtkapseln. Die Frische der Nacht weicht jedoch schon heute den sengenden Sonnenstrahlen, die sechs Monate lang aus dem tiefblauen Himmel fast ungehindert durch die lichten Baumkronen den Erdboden treffen. Wirklichen Schatten sucht man im Serradão vergebens. Eine spärliche Bewölkung tritt nur ab und zu nachmittags auf, während im Anfang der Trockenzeit zuweilen bei wechselndem Wind aus Norden eine Kühle für 2—3 Tage Himmel und Erde in nebligen Dunst hüllt und alles mit feinem kalten Staubregen durchtränkt.

In kurzem hat die Sonne jede Spur von Feuchtigkeit aufgefressen, und die Landschaft, in der sich kein Lüftchen regt, erztittert in der heißen Luft. Keinem Vogel begegnet der Blick, kein Reh durchbricht das Dickicht, ab und zu ein Schmetterling, der müde die wenigen Blumen aufsucht, und die nie rastenden Ameisen, namentlich Termiten, die auf ihren durch den harten, aus Quarz, Schiefer und Ganga, mit Eisen infusiertem und infiltriertem Sandstein, gebildeten groben Kies zu ihren hohen Lehmbauten führenden Straßen emsig hin und her laufen. Das einzige Geräusch in dieser Öde rührt von

der langsam den schmalen Pfad dahinziehenden Karawane her. Die schwerbeladenen Tiere können sich noch gar nicht aneinander und an ihre Last gewöhnen, und es bedarf ununterbrochenen Zurufsens und Prügelns der Tiere, um die einzelnen Störenfriede, die sich gar zu gern hinlegen oder seitwärts des Weges ihren eigenen Wegen nachgehen wollen, auf den Pfad der Tugend zurückzubringen. Fortwährend gibt es da zu thun, um den Faulpelzen wieder auf die Beine zu helfen (denn beladen steht der Esel nur schwer allein auf), oder die gerutschte Last und den Sattel in Ordnung zu bringen. Und kaum ist einem geholfen, liegt ein anderer. Während durch diese Arbeit zwei Leute beschäftigt sind, gehen die übrigen weiter, und es ist wirklich schwer, dabei keine Esel zu verlieren, zumal die einzelnen Trupps der Karawane eine Gesamtausdehnung von mehreren Kilometern einnehmen. Wir Verrittenen halten fortwährend Kontrolle über den Bestand, es kam aber doch leider zuerst recht oft vor, daß auf dem Marsch ein Esel sich unmerklich im Busch verlor und es vieler Stunden bedurfte, um das Tier wiederzufinden. So geht es weiter und weiter durch das stets sich gleich bleibende Hüggelland, das dem Hochplateau vorliegt, bergan und bergab. Mensch und Tier ermüdet, die Zunge klebt am Gaumen, man kann sich kaum der massenhaft umschwärmenden Biennen, die gierig den Schweiß auffaugen, massenhafter Stechfliegen und in Auge und Ohr eindringender Mücken erwehren. Die gleichförmige Öde gibt für das suchende Auge keinen Ruhepunkt, und die Empfindung erschläft. Kaum daß eine mächtige Spur eines Jaguars, der den Weg kreuzend wohl vergeblich Beute gesucht hat, einiges Interesse erregt. Da endlich, die Sonne sinkt gerade als dunkelroter Ball hinter dem Horizont herab, leuchtet aus dem Grau in einer Senkung ein frisches prächtiges Grün hervor und überragt mit seinen hohen Baumgipfeln weit den niedrigen Busch. Wir haben unser Ziel erreicht. Denn dieses üppige Grün bedeutet Wasser, und gutes Wasser bedeutet Lagerplatz. Es ist ein Quellbächlein, dem wir uns nun freudig nähern; Cabeceira nennen es die Brasilianer. Ehe wir den dichten Waldsaum erreichen, müssen wir einen feuchten Wiesenstreifen überschreiten, der, scharf vom Busch abgegrenzt, den Cabeceira-Wald in seiner Länge beider-

jeits begleitet. Aus dieser Wiese, der sogenannten Varge, sammelt die Cabeceira ihren Wasserzufluß; eine eigentliche Quelle würde man bei diesem Typus von Cabeceira, wie er sich namentlich im Unterland des Hochplateaus trifft, schwerlich finden. Man ist erstaunt, wenn man sich vorbei an einzelnen prächtigen Buriti-Palmen durch das Dickicht von Bambusen, Banana brava und Canna, Farnen und anderen lichtscheuen, prächtig saftigen Blattregionen, die von den mit Lianen verknüpften Schirmkronen mannigfaltigster Bäume überragt werden, mit den dem Brasilwaldreisenden verknüpften unentbehrlichen großen Buschmessern durchgearbeitet hat, nur ein ganz schmales Bächlein zu finden, das munter über Schiefer oder Sandstein dahingurgelt. Mit wie wenig Mitteln zaubert hier die Natur. Für die Tierwelt ist dieser Streifen üppigsten Wachstums ein bon retiro. Tauben girren in den Wipfeln, die brasilianische Amsel (Sabia) sucht es ihrer europäischen Verwandten gleichzutun. Schreiend wird ein Pärchen blauroter mächtiger Araras oder einer der merkwürdigen Pfefferesser, Tufane, aufgescheucht. Durch das Dickicht bricht sich ein Reh, Hirsch oder ein Trupp Wildschweine, oder mit Gepolter sucht der einzige Dickhäuter, der plumpe Tapir oder Ante, die Flucht. Aber auch allerlei Reptilien, Schlangen birgt das Dickicht, die allerdings in der Trockenzeit nicht gar zu häufig zum Vorschein kommen. Riesige Spinnen und Tausendfüße verkriechen sich unter dem dicken Laubboden, und im letzten Abendsonnenglanz tummeln sich einige prächtig bunte Falter.

Die beim Anblick des frischen Grüns wieder belebten Manteltiere kommen raschen Schrittes heran und werden sofort abgeladen. Die Ledertaschen (Brufaken), Säcke und Kisten werden sorgfältig nebeneinander gereiht, daneben die Tragsättel und Geschirre gelegt. Dann werden die Gesel sich selbst überlassen und gehen zufrieden dem Futter oder Wasser nach. Schnell ziehen wir aus unseren wasserdichten Säcken die Hängematte hervor und knüpfen sie an zwei Bäumen, den „Armadores“, auf. Ein Ochsenfell darunter dient als Teppich. Das die Hängematte hemdartig umgebende Moskitoneß war noch unnötig, erwies uns aber in der Regenzeit gegen die Moskitoplage große Dienste. An einem mit dem Buschmesser schnell

gefertigten Kleiderhaken wird Gewehr, Strohhut, der mit Revolver, Hirschmesser und Notizbuchtasche beschwerte Ledergurt gehängt, noch schnell im Bach ein erfrischendes Bad genommen, das aus Drellhoje, Baumwollhemd und Unterhoje nebst Bergstiefel bestehende Marschkleid mit einem leichten Schlafanzug und Hauschuhen vertauscht und dann rauchend und in der Hängematte schaukelnd geplaudert oder träumend dem gemüthlichen Brodeln des großen Aluminiumtopfes zugehört, in dem Paulo, der schwarze Koch, über dem Lagerfeuer das Nationalgericht der Brasilianer, die schwarzen Bohnen, feijões, kocht. Auch meine Leute machen es sich bequem. In Gruppen sitzen sie bei ihren Hängematten rauchend und schwägend, hier näht sich einer seine im Busch stark mitgenommenen Hosen, dort puht ein anderer sein Gewehr, ein Dritter legt sich à la Robinson einen Arbeitskalender mittels Korbholz an, und ein Viertes, der allzu hungrig ist, bratet sich ein Stück carne secca, getrocknetes, mehr Schuhleder gleiches Rindfleisch, an einem frisch geschnittenen Holzspieß. Endlich ertönt der Ruf Paulos: „Feijão prompto“, und es kommt Leben in die Gruppen. Juão deckt uns beiden den Tisch auf den mit Fell überzogenen Apothekenkisten, vor denen die Feldstühle unserer warten. Und wir sind mit unserem vorzüglichem Aluminiumgeschirr bald in voller Thätigkeit.

Unsere Kost ist noch sehr anständig, denn die mitgenommenen großen Vorräte sind auf lange berechnet: gekochtes Dörrfleisch, Bohnen oder Reis, reichlich mit grobem Mandjokamehl und spanischem Pfeffer bestreut, ab und zu ein Wildbret und eine Büchse Gemüse- oder Obstkonserve oder gekochte Suppentafel. Waren die in den diversen Blechbüchsen verborgenen Herrlichkeiten zuerst dem Koch auch noch böhmische Dörfer, so daß man sich nicht wundern durfte, wenn eine Büchse Braunschweiger Leberwurst als heiß dampfende Suppe ihre Auferstehung feierte, so lernte er und die anderen Guyabaner doch leider allzu schnell die fremden Genüsse zu würdigen, so daß sehr bald empfindliche Brechen in die Vorräte geschlagen wurden, namentlich wenn ihnen „doces“, eingemachte Früchte, Cafes zc. von ungefähr in die Hände kamen. So manche Büchse mag beim Geseluchen früh über allzu große Nüchtern-

heit hinweggeholfen haben. Zum Getränk diente stets Wasser. Abzutrocknen brauchten wir es auf dem Hinmarsch nicht, denn es war kristallklar; aber auch auf der Flussreise und dem Rückmarsch, bei welchem es durch Regen getrübt war, wurde diese Vorsicht nur selten angewandt. Gewissenhafter Genuß von Arsenik war ein vorzügliches Prophylaktikum gegen das Wechselfieber. Meine Leute dinierten auf der Ochsenhaut, und es dauerte nicht lange, so waren die Töpfe leer. Nach Tisch, solange wir es uns erlauben durften bei Kerzenschein, wurde geschrieben und gerechnet, oder wir setzten uns zu den Leuten ans Lagerfeuer, wo bei einer Pfeife und einem Schluck Maté (Paraguaythee), der der Reihe nach aus demselben Kürbisgefäß, der Guye, mittels eines Siebrohrs, der Bombilha, gesaugt wird, die Erlebnisse des Tages besprochen und die Anweisungen für den nächsten Tag gegeben wurden. Häufig schloß den Tag ein Cururu, ein Negertanz, bei welchem jeder Einzelne Reim und Gesang improvisieren muß, in welchem er seinen Partner zur Entgegnung reizt. Als Instrument dient ein Cocho, eine Viola, deren Saiten eine unglaubliche Stimmung besaßen. Ranke stimmte sie einmal harmonisch um, doch strebte der Spieler, sofort wieder die alten Mißtöne herzustellen. Ein gekerbtes Bambusrohr, auf welchem der Spieler mit einem Holzkratz, wird zuweilen auch durch einen Blechteller und Messer ersetzt. Aber allzu lange durfte der Tanz und Gesang, der zuweilen bei den Patronatsfesten der Matogrossenjer tagelang fortgeführt wird, nicht dauern, denn frühmorgens heißt es bald heraus. Wir schlüpfen in unsere Hängematte, die weit bequemer ist als ein schlechtes Bett, und wickeln uns fest in Mantel und Decke, denn es wurde schon recht kalt des Nachts. Das Thermometer fiel rasch. Am 30. Mai hatten wir nur noch 20° Celsius, so daß wir in Versuchung kamen, bei weiterem Sinken an eine Eisbahn auf dem Rio Manso, den wir bald erreichen sollten, zu glauben. 3 Unterhosen, 4 Hemden und 3 Paar Strümpfe verhinderten nicht, daß ich wie ein Eiszapfen früh aus meiner Hängematte heraustrollerte. Das Zelt schlugen wir in der Trockenzeit selten auf, während wir in der Regenzeit stets darunter schliefen. Die kleinen Eulen im Wald rufen sich ununterbrochen ihre Lockrufe zu, Frösche halten ihr Privat-

konzert, und aus der Ferne tönt das Gebell des Fuchses oder das Geheul des Wolfes, ja zuweilen läßt sich das Gebrüll des Jaguars hören. Uns stört das weiter nicht, das Gewehr hängt schußbereit neben der Hängematte, aber die Aussicht ist wenig tröstlich, daß den Mulas die Nähe des gefährlichen Raubtiers mehr Eindruck gemacht und sie in alle Winde gejagt hat; dann kann die Sucherei losgehen. Nun, Gott sei Dank! wird es nicht so schlimm.

Als früh bei Tagesgrauen einige Leute in den triefnassen Busch gehen, um die Gfel zusammenzutreiben, stellt sich wenigstens das Gros der Tropa ein. Einige Ausreißer, die man mit der Zeit genau als solche erkennt und, um ihnen die Unsitte abzugewöhnen, an den Vorderhufen fesselt, fehlen aber noch, und es geht nun von neuem auf die Suche. Hat man Glück, so ist bis 9, 10 Uhr die Tropa beisammen. Recht oft wird es aber Mittag, bis die Tropa aufbrechen kann, so daß nur kurze Märsche möglich sind, ja leider waren wir oft auch gezwungen, wegen einiger besonders raffinierter Tiere mehrere Tage still zu liegen. Es ist vorgekommen, daß Gfel des Nachts 2—3 Tagereisen zurückgelaufen sind, um einem besonders guten Futter, das ihnen in angenehmer Erinnerung geblieben war, nachzugehen. Einige Tiere, denen wir Blocken umgehängt hatten, waren so schlau, bei Annäherung des Suchers, im Busch versteckt, auch nicht mit den Ohren zu wackeln, um unbemerkt zu bleiben. Unseren Gfelsuchern blieb manchmal nichts übrig, als den Busch anzubrennen, um die Ausreißer herauszuräuchern. Allerdings hätte man dabei leicht zu einem unverhofften Braten kommen können. Das sind dann die Freuden des brasilianischen Karawanenreisens, zumal wenn sich Tiere überhaupt nicht finden oder irgendwie zu Grunde gegangen sind. Wir haben alle diese Kalamitäten bis auf den Grund anskosten müssen und auf dem Marsch nicht weniger als 13 Tiere verloren. Daß die Gfel die eigentlichen Herren der Expedition sind, wird man leider sehr bald gewahr. Waren die Gfel zusammengebracht, wurde gefastet, geessen und alsdann truppweise verladen und abgerückt, und rüstig ging es vorwärts bis zum Abend. Fanden wir abends einen guten Lagerplatz, so verjöhnte uns das einigermassen, trafen wir aber, namentlich im

Aufang, auf einen Platz, der schon mehreren Tropas zum Lager gebiet hatte, so konnten wir etwas erleben. Mit Schrecken wurden wir der schauerhaften Carapatos, Zecken, gewahr, die extra auf uns gewartet zu haben schienen, um sich einmal ordentlich satt zu essen. Im Nu waren meine Schnürschuhe mit den kleinen, lausähnlichen Tierchen bedeckt, die schnell heraufkrochen und versuchten, auf die Haut sich durchzuarbeiten, wo sie sich dann einbeißen und, entfernte man sie nicht, zu blutgefüllten Blasen anwuchsen. Ihre Hartnäckigkeit ist oft erstaunlich. Da sie beim Abreißen oft die Zangen sitzen lassen, die dann zu unangenehm juckenden Pusteln führen, geht man ihnen lieber mit einer brennenden Zigarrette oder dergleichen zu Leibe, was für den Operierenden zuweilen recht peinliche Empfindungen hervorruft. Auch Carregadores, die häßlichen, zollgroßen Ameisen mit langen Zangen, meldeten sich und suchten gierig nach Beute, die sie in unglaublich kurzer Zeit klein kriegen. Kamentlich auf Baumwolle, Papier und Leder haben sie besondere Gelüste; da heißt es achtgeben und die nicht gänzlich feuerfesten Säcke und Kisten in Sicherheit zu bringen. Jeder einzelne sucht ängstlich spähend einen diesem Raubgesindel entlegenen Platz für seine Nachtruhe zu sichern, mit mehr oder weniger Erfolg, denn zuweilen werden laute Flüche hörbar, wenn der friedlich Schlummernde, von den Carapatos überlistet, in die Beine gezwickt wird, oder er beim Erwachen die Carregadores dabei beschäftigt findet, die ohnehin nicht ganz undurchsichtigen Hemden und Hosen um ein paar Löchlein zu bereichern.

Der Weg bis zum Rio Manjo bietet fast durchweg die gleichen Verhältnisse, nur daß wir uns den grotesken Grotionszinnen des steilen Plateauabsturzes stark näherten. Den harten Schiefer und Kiesboden vertauschten wir mit dem tiefen, roten Sand, dem Grotionsprodukt der Plateaus, sehr zum Nachteil der Marschgeschwindigkeiten. Die prachtvollen Felszenerien verleiteten mich oft zum Photographieren. Hierbei kam ich einmal beinahe in Gefahr, zu verbraten. Der alte Rocque vom ersten Zug hatte vor Bergnügen eine Queimada, einen Campbrand, angelegt. Ein Streichhölzchen genügt, um die Buschsteppe kilometerweit in ein Flammenmeer zu verwandeln. Ich glaube, ich habe noch nie so schnell photographiert wie an jener Stelle, wo

es allzu brenzlich wurde. Es ist absolut keine Kleinigkeit, die Tiere durch Rauch und Flammen treiben zu müssen, doch greifen meist die Flammen nicht so schnell um sich, daß man nicht noch ausweichen könnte. Interessant ist eine Queimada nach ca. acht Tagen, wenn die frischen Sprossen aus dem schwarzen Boden hervortreten. Die büschelige Struktur des Steppengrases tritt dann außerordentlich deutlich hervor. Unsere Mulas aber konnten sich stets gar nicht vom frischen Grün trennen und zupften im Vorbeigehen gern ein paar Maul voll ab. Namentlich auf der späteren Steppenreise jenseits des Paranatinga war es für uns absolut notwendig, Queimadas anzulegen, um den Tieren frisches Futter zu schaffen, und der Vortrab hatte stets die Aufgabe, fegend und brennend durchs Land zu ziehen, wodurch auch eine Art Signalverkehr mit dem Haupttrupp geschafft wurde.

2. 6. 96.

Der nächste Fluß, der überschritten werden mußte, war der Rio Manso. Hier kam zum erstenmal das von mir aus England bezogene Segeltuch-Fallboot in Anwendung. Dasselbe, für fünf Personen groß genug, bildete eine leichte Gelslast, konnte in fünf Minuten aufgeschlagen werden und leistete mir beim Übersetzen von Lasten und Menschen bei den zahlreichen Flüssen große Dienste. Die Fahrt über den Fluß unter der Leitung Carlos', der noch nie ein richtiges Ruder geführt hatte, war etwas kipplig, schließlich aber erfaßte er mit seiner Geschicklichkeit bald die Geheimnisse des Ruderns, und in weniger als drei Stunden war das ganze Gepäck hinüberbefördert. Ein Anwohner, der uns sein Canoa für sechs Milreis pro Tag leihen wollte, wurde stolz abgewiesen. Die armen Kerls sperren Nase, Mund und Ohren auf, als sie das Wunderding von Boot sahen. Nach der Ladung kam die Bugfierung der Gsel. Die brave Madrinha, das Leittier mit der Glocke, wurde zuerst durchgezogen. Sie schwamm ganz munter hinter dem Boot an der Leine herüber, doch mußten die Ruder als Paddel gebraucht werden, um dem armen Vieh nicht die Wellen ins Gesicht zu treiben. Drüben angekommen, wurde sie vom alten Rocque in Empfang genommen, der nun über drei Stunden lang die Glocke des Viehes in Bewegung setzen mußte, wenn eine neue Führe mit Gseln herankam, um den Tieren den richtigen Weg zu zeigen. Wütendes Gebimmel erhob sich allemal, wenn ein besonders halsstarriges

und dummes Vieß abßolut eine andere, gefährliche Stelle des Ufers erreichen wollte. Bis auf vier Geß schwamm die Tropa ganz gut, dieße vier waren aber entweder zu feig oder zu dumm, um Schwimmbewegungen machen zu können, und wären rettungslos erßoffen, wenn nicht Luiz und Alphons einfach die Dickßchädel mit Stricken an die Rubergabeln gebunden hätten. So wurden sie unbarmherzig durch das Waßer geßchleißt, kamen aber mehr tot als lebendig drüben an. Der alten Madrinha mögen die weißen Ohren schön geklungen haben von all dem Geßklingel, das an ihrem Hals verßührt wurde. Die „Buben“, wie Carlos ßeine Brüder nennt, machten dabei ein heilloßes Geßchrei, um die Tiere zu ermutigen, und tanzten nackt wie wahnsinnig auf dem weichen Sand herum. Jeder wollte mit ßeinem Zug am beßten bei der Überfahrt abßchneiden, gerade wie die Rittmeißter mit ihren Schwadronen im Manöver. Um zwei Uhr nachmittags war die schwere Arbeit gethan, und alles genoß die wohlverdiente Ruhe bei kößtlicher Jacuba (Mehlwaßer mit Zuckerschnitzeln) und Schnaps.

Nachdem noch mein dicker Kingu mit kalten Eißen beßchlagen worden war, die natürlich nicht paßten, und alle Geß ßich heimlich in einem Zuckerrohrfeld dicke Bäuche angeßreßen hatten, gingß weiter. Jenßeits des Manßo ßiegen wir langßam an und kamen mit zunehmender Höhe mehr in lichten Bußch (serradão limpo), in welschem der Gras- den Baumwuchs zuweilen ganz verdrängt.

Die erwähnten Quellbäche, Cabeceiras, ßind verßchwunden, in Mulden dagegen und an ßhattigen Abhängen, die mehr Feuchtigkeitzußuß genießen, haben ßich dicke Waldparzellen, capões angeßiedelt, deren Bäume zum größten Teil dießelben ßind wie die Hauptformen des Bußches, nur daß ßie hier zu einer ganz anderen, hochstämmigen Wachstumßerßeinung kommen. Treßfen wir aber einen Bach an, ßo ißt derßelbe entweder in den tiefen Schluchten der Abßturzwände von einer durch die herrliche Aguißapalme beßerrßchten dichten Vegetation umgeben, oder die direkt dem Steinboden entßpringenden Quellen begleitet nur Dorngebüßch, hohes Staudengras, die wilde Ananas, gravata, und einzelne Büßehe. Die Flußläufe dagegen säumt wiederum dickeßter Uferwald, der aber von den Capões im weßentlichen ver-

schiedene Formen zeigt, insofge besserer Bewässerung und mächtigerer Ansammlung fruchtbaren Humus. Fast undurchdringlich ist das Gewirr der schlangenartig sich verstrickenden armdicken Schlinggewächse, die das äußerste Ufer eingrenzen. —

Begegnungen auf dem Weg waren selten. Nur eine Ansiedlerfamilie, je zwei auf einem Pferd, trafen wir an, die sehr spärlichen Bewohner aber, die in den elenden Hütten in der Nähe des Weges ihr Dasein kümmerlich fristen, konnten uns nur mit Mähe ein paar Hühner, Eier oder Orangen, einmal sogar, welcher Genuß, einige Halme Schnittlauch verkaufen. Einzelne Häuser waren ganz geschlossen. Von der allgemein üblichen Manier, einfach ein Kind totzuschießen und dann zu bezahlen, konnten wir keinen Gebrauch machen, weil wir niemand die Kaufsumme übergeben konnten. Weniger Skrupel machte uns die Plünderung eines Orangenbaums. Sie ihrerseits wollten von uns Schnaps und Tabak kaufen, hatten aber damit kein Glück. Recht schlecht wurde der Weg. In den noch halbvollen steilen Wassergräben blieben ein paar dumme Esel liegen, der Speck wurde dadurch gewässert, was ihm in seinem Gestank wenig schaden konnte, die Farinha aber wurde entschieden fleisterig. Das Einrücken der einzelnen Züge in den Lagerplätzen zog sich oft mehrere Stunden auseinander. Ich war oft herzlich froh, wenn meine Kisten und Kasten noch nicht da waren, da konnte ich mit gutem Gewissen ein Stündchen in der Hängematte verträumen. Es war das schönste Stündchen am Tag nach langem Marsch, sich in das Netz auszustrecken und in die prachtvolle Dämmerung zu schauen. Dabei ein Pfeisken, was brauchte man mehr, um zufrieden und glücklich zu sein. Die Fazenda Marçagão war die erste große Niederlassung, wo wir unsere ausgegangenen Fleischvorräte ergänzen konnten und den stark mitgenommenen, mit eiterigen, von Maden durchsetzten Druckstellen behafteten Tieren einige Ruhe gönnen konnten. Zwei junge Kühe wurden gekauft, d. h. uns bezeichnet und der Fang uns überlassen. Meine Jungen hatten sie bald mit dem Rasso eingefangen; den wild dahertummelnden Tieren wurden die Sehnen der Hinterfüße zerklagen, im Sturz ihnen die Halsadern geöffnet und die noch zuckenden Tiere zerkleinert. Die dampfenden eingesalzenen Fleischstücke hingen zwei Tage in

der Sonne zum Trocknen und konnten dann verpackt werden. Auf diese Weise entsteht das „Carne secca“, eins der wichtigsten Nahrungsmittel der Brasilianer. Ein großer Genuß wurde uns durch frische Milch bereitet, eine bei dem Viehreichtum große Seltenheit. Die arme Kuh wurde zum Melken mit dem Lasso gefangen, geworfen, gefesselt und alsdann gemolken.

Vom Marçagão wandten wir uns nach Westen und überschritten bei dem kleinen Negerweiler Pedras den Rio Cuyaba. 12. 6. 96.

Der Übergang ging, da der Fluß seichter war, gut von statten. Hinter Pedras umgeht der von hier aus nach Vereinigung mit der Rosario-Route breiter und besser gewordene Weg die Serra das Pedras vor der Serra Trombador. Die Serra das Pedras, die auf den einzigen Karten des Gebiets, denen von Vogel und Clausß, nicht bezeichnet ist, bot uns zum erstenmal Gelegenheit, ein neues Gebiet topographisch festzulegen. Ein recht beschwerliches Grabendeslee wurde durchzogen, der Rio Cuyabastho

15. 6. 96.

überschritten, bei der Fazenda Cuyaba de larga der gleichnamige Hauptfluß zweimal passiert und schließlich an der großen Fazenda Limoeira Halt gemacht. Unterwegs brachte uns ein uns be gegnender Reiter die Nachricht, daß tags zuvor zahme Bakairi-Indianer an die Fazenda Limoeira gekommen und dort Halt gemacht hatten. Diese wichtige Nachricht veranlaßte mich, mit Carlos vorzureiten und die Leutchen schon hier abzufassen. Leider kamen wir zu spät. Sie waren schon wieder weiter gezogen. Mit dem Entschluß, mit meinem Boot den Paranatinga-Fluß bis zu der jetzt mehrere Tagereisen aufwärts errichteten neuen Ansiedelung der Bakairi hinaufzufahren, wartete ich in Limoeira die Tropa ab und hatte Zeit genug, dieses der Welt so weit entrückte Gut, das außer großem unbenuzten Grundbesitz und einem etwa 8000 Stück umfassenden Viehbestand nur die primitivste Bewirtschaftung aufweist, gründlich kennen zu lernen und dabei den Komfort der Fazenda in vollen Zügen zu genießen.

17. 6. 96.

Nach 4 Wochen zum erstenmal wieder unter Dach und Fach schlafen zu können, an einem richtigen Tisch zu sitzen und noch dazu Herrlichkeiten wie Doce, Hühner, Guaraná und Rapadura zu schlecken, das bildete für uns schon das reine Paradies. Das Herrenhaus ist für hiesige Verhältnisse sehr vornehm, einstückig zwar, aber weiß getüncht mit weißblauen Fensterrahmen.

Glasfenster existieren natürlich nicht, sondern nur Holzladen. Die Stubenwände haben aber unten einen $1\frac{1}{2}$ m breiten blauen Anstrich mit gelber Kante, und das Sparrendach ist mit selbstgefertigten Hohlziegeln gedeckt. Das große Entreezimmer, mit großen Ziegelplatten belegt, hat als Meublement einen großen Tisch, zwei Bänke und zwei Schemel. In der Ecke steht der thönerne Wasserkrug mit Holzdeckel und Glas, am Dachbalken hängen Sattelzeug, Flinten, Körbe mit unverkennbarem Indianermuster und einiges Hausgerät. Einige Bündel Zuckerrohr, die auf dem schweren Wagen, bestehend aus zwei Holzscheiben mit Achse und Deichsel, dessen Quietschen man stundenweit hört, zwei prächtige Zugochsen von der Pflanzung gebracht haben, stehen in der Ecke. Im Zimmer zur Rechten steht der Hausaltar des Patrons, schon für die in nächster Woche erwartete Patronatsfeier mit allerhand Fplitterzeug und geweihten Kerzen geschmückt. Zur Linken liegt das Fremdenzimmer mit vier übereck gespannten, sehr schön gewebten musterreichen Hängematten und einem Schemel. Ein Haufen Bohnen in der Ecke, mehrere Säcke Reis, Salz und dergleichen kennzeichnen das Zimmer zugleich als Vorratsraum. Waschgerät existiert nicht, dagegen haben Schweine und Hühner ungehindert Zutritt und sorgen dafür, daß die Gäste beizeiten aufstehen. Als Dienerin fungiert eine echte Bakaïri aus dem Udeamento, ein Muster von Improportionität. Die paar Arbeiter wohnen alle in ihren einfachen lustigen, mit Palmblatt bedeckten Lehmhütten in der Nähe des Herrenhauses. Vor diesem flattert auf hohem Mast ein weißes Fähnchen mit einer von halsbrecherischer Treppe ängstlich herabschauenden Jungfrau Maria, ein hiesiges Kunstwerk. Nachdem ich früh meiner fürstlichen Hängematte entfliegen und im nahen Bach ungeniert Toilette gemacht habe, kredenzt mir das allerliebste kleine Mädcl des Hausherrn ein Gläschen Guaraná oder ein Täßchen Kaffee. Nun heißt es haushalten bis Mittag. Ich hänge meine Flinte um und schlendere hinaus, um Studien zu machen. Das einzige Schaf wird im Vorbeigehen gestreichelt, die Gerberei, ein hohler, mit Rinde, Wasser und Häuten angefüllter Stamm, die primitive Ziegelei bewundert, die Farinhmühle und der Maisstampfer vorfündstutiger Technik in Augenschein genommen und ein Spaziergang nach der kleinen Pflanz-

zung gemacht, für welche eine kleine Parzelle des Uferwaldes niedergelegt ist; dies kleine Stück wirft gerade so viel ab, als der Besitzer für seinen Unterhalt braucht, während alles übrige Land brach liegt. Der Gutbesitzer kann auf dem besten Boden mit allem guten Willen nicht viel mehr wie für seinen eigenen Bedarf produzieren, weil ihm die Arbeiter fehlen. Er hat wohl einige Leute, die arbeiten aber nicht mehr, als sie zu verdienen brauchen, um leben zu können. Die Abschaffung der Sklaverei ist für die Bodenkultur Matogrossos ein empfindlicher Schlag gewesen. Vorher gab es Arbeiter genug, und die Leute, die, weil sie ja ein Wertobjekt repräsentierten, gar nicht schlecht behandelt wurden, mußten arbeiten. Damals gab es keinen Mangel an Bodeneträgen, und die Preise waren im richtigen Verhältnis. Als aber die Sklaven frei wurden, fiel es keinem ein, auch nur einen Finger zu krümmen, um mehr als den eigenen Lebensunterhalt zu gewinnen.

Und heute ist es mit der Sklaverei beinahe noch dieselbe Sache. Der Brotherr liefert dem Arbeiter, was er an Kleidern, Lebensmitteln zc. nötig hat, Alkohol, Schießbedarf, alles auf Kredit, und der Arbeiter ist es sehr zufrieden, um den Lohn für allerlei andere Ausgaben zu behalten. Der Herr gewinnt aber als Gläubiger eine Gewalt über ihn, die von der Leibeigenschaft, der Sache nach, sich kaum unterscheidet. Der Arbeiter kommt nie aus seinen Schulden hinaus. Er macht sich auch nichts daraus und weiß in den meisten Fällen gar nicht, wie hoch seine Schuld sich beläuft, die je nach der Ehrlichkeit des Brotherrn sehr dehnbar ist. Es gibt nur das eine Mittel, loszukommen, wenn sich ein anderer Brotherr findet, der die Schulden bezahlt. Der Mann geht dadurch, gerade herausgesagt, in den Besitz des neuen Herrn über. Würde er es versuchen, zu entfliehen, so hat sein Herr geradezu das Recht über Leben und Tod über ihn. Es ist also dieses Verhältnis thatsächlich nichts weiter als eine modifizierte Sklaverei, die nur den Nachteil hat, daß der wirkliche Sklave, zur Arbeit gezwungen, den Landbau förderte, der Arbeiter aber faulenz und dadurch alles verödet. Eine ganze Reihe blühender Pflanzungen verödete vollständig, und man kann heute Duzende von Gütern, darunter eine Pflanzung von über 10,000 Kaffeebäumen, bei-

nabe für nichts erstehen, weil die Arbeiter fehlen. Das Aufblühen der Gummiproduktion im Paranatingagebiet hat die Verhältnisse nur noch verschlimmert und wird in gar nicht langer Zeit direkt eine Katastrophe herbeiführen. Cuyabaner Kapital hat sich dieses neuen, sehr ergiebigen Arbeitszweiges in den Gummiwäldern bemächtigt und beschäftigt mehr als 1000 Arbeiter und Beamte, die zum großen Teil früher Arbeiter in den Pflanzungen waren. Sie sind mit dem Tausch gern zufrieden, hier können sie, da sie nach Akford bezahlt werden, schneller und leichter zu barem Gelde kommen, denn die Arbeit im Gummiewald kann jedes kleine Kind verrichten. So ist dem Land auf der einen Seite die Arbeitskraft für Bodenkultur entzogen, auf der anderen Seite der Verbrauch an Lebensmitteln ungeheuer gestiegen. Die Folge davon ist eine stets sich erweiternde Not an Nahrungsmitteln, die geradezu unerschwingliche Preise annehmen, so daß ich für den Sack Mais das 36fache des Preises bezahlen mußte, den Carlos in seiner Heimat zu zahlen pflegt. Auch mein Wirt machte in Gummi, konnte aber nicht viel damit verdienen, da er wieder die großen Spefen für den weiten Transport nach Cuyaba zu bestreiten hat und er als Zwischenhändler vom Exporteur in Cuyaba nur die Hälfte des Preises erzielt, den dieser auf dem Markt in London erhält. Nur durch den Wucher mit seinen Arbeitern, denen er für horrendes Geld Schundware aufkauft, kommt er einigermaßen auf seine Kosten. Auf einem Grundbesitz von 2—3000 Quadratkilometern oft nicht für den eigenen Haushalt genug Bohnen kultivieren zu können, ist geradezu jammervoll.

Die paar Tage fern von der Tropa, in denen ich die Empfindung hatte wie ein Rittmeister auf Urlaub, der einmal nichts von Kommiß, gedrückten Pferden, Quartiernöten und dergleichen zu hören braucht, gingen leider sehr schnell vorüber, die Tropa kam heran (natürlich waren zwei Tiere kaput gegangen), und mit ihr begannen die Sorgen wieder. Für die genossene Gastfreundschaft in der Fazenda revanchierte ich mich durch zwei blondhaarige schöngeputzte Puppen für die beiden Mädels, die großen Jubel hervorriefen. Solche Herrlichkeiten aus Europa (die Mutter fragte, ob das im Staate Minas läge!) haben die Kinder ja in ihrem ganzen Leben nicht gesehen. Hoffentlich

bekommt sie nicht auch noch der Hauspatron auf seinen flittrigen Altar geweiht. Auf meine Bitte, noch ein Bild des Hauses mit der Familie aufnehmen zu dürfen, hatte sich die ganze Gesellschaft besonders fein gemacht, und ich hatte eine halbe Stunde zu warten, bis die schwierige Toilettenfrage gelöst war. Endlich erschienen sie glänzend in Pomade, in frischen, steifen Rattun und Shawls und stellten sich wie die Olgöken mitten unter ihre Gsel und Schweine. Noch eine Tasse Kaffee zum Abschied, dann zog ich mit Ranke, Carlos und dessen Bruder Alfons und drei Lasttieren nach dem Paranatinga vor, um mit dem Boot flußaufwärts das von zahmen Bakaïri-Indianern bewohnte Dorf aufzusuchen. Der Tropa sollte bei der Fazenda Limoeira einige Ruhe gegönnt werden, am Paranatinga wollten wir uns wieder treffen. Der Paranatinga bildet die äußerste Grenze brasilianischer Ansiedelungen, und es beginnt jenseits das nur von Indianern betretene Gebiet. Die Ansiedelungen der wilden Indianer sind aber noch sehr weit, und wir finden hier nur ein Dorf von schon längere Zeit mit brasilianischen Ansiedelungen in Berührung stehenden Indianern vom Stamme der Bakaïri, deren wilde Verwandte Steinen am Kingu antraf.

Die zahmen Bakaïri sind in ihren ganzen Lebensgewohnheiten schon stark brasilianisiert. Ihre Hütten unterscheiden sich kaum von denen der brasilianischen Ansiedler. Hühner und Schweine werden gezüchtet, Bananen, Reis, Mais, Bohnen und Mandioka gebaut. Eiserne Geräte haben natürlich fast alle anderen technischen Hilfsmittel verdrängt, Feuerwaffen sind aber noch selten; die Bakaïri bedienen sich mit Vorliebe des Bogens und der Pfeile. Außerhalb der Berührung mit Weißen gehen sie meist noch unbekleidet und entledigen sich des Hemdes und der Hose, die sie in der freien Bewegung hindert, oft ohne Scheu.

Mit meinem Boot schifften wir uns an der Mündung des stattlichen Nebenflusses des Paranatinga, der Piava, zu viert mit dem notwendigsten Gepäck ein. Die Gsel ließen wir mit einem Mann am Ufer zurück. Es ging recht langsam, und die unsäglichen Windungen hielten uns schrecklich auf. Aber interessante Bilder bot die Fahrt genug. Da glockt uns, nahe am Ufer, wie ein Geschöpf aus diluvialer Zeit, verwundert ein Tapir an und setzt sich nach einigen Schüssen, die bei dem

22. 6. 96.

durch die Aufregung entstandenen Schwanken des Bootes natürlich fehlgehen, in Trab. Bald ragt die runde Schnauze eines Wasserfchweines, Capivara, aus dem Wasser. Ein Brüllaffenpaar, das Männchen schwarz, das Weibchen gelbbraun, klettert brüllend und gröhrend in den Zweigen einer hohen Figeiratrone. Ein weißer Reiher streicht über den glatten, ruhigen, nur mit dürrem Laub bedeckten Wasserpiegel, der nur durch das Emporschwellen der silberweißen Matrinchamfische erregt wird. Papageien und Perikitos bevölkern in großen Scharen die dünnen Zweige eines den Wald überragenden dünnen Anjico=Baumes. Gackernd flattert ein Nutumpärchen durch das Dickicht. Das Ufer ist von Tapiren, die hier ihre größte Delikatesse, salpetrigen Lehm, finden, total zerstampft, und vom Ufer herüber tönt das melancholische Brummen des großen Straußes. Auch des Nachts fehlte es uns auf der Flußfahrt an Abwechslungen nicht. Wären wir doch beinahe im Lager von einer gewaltigen Wildschweinherde über den Haufen gerannt worden. Zum Glück bog sie noch kurz vor dem Lager ab, denn mit diesem Wilde ist nicht zu spaßen; am anderen Morgen wanderten zwei in die Küche. — Die zunehmende Strömung machte es uns unmöglich, weiter flußaufwärts zu fahren, und schon waren wir recht mißgestimmt, als wir am Ufer zwei alte Hindencanoas erblickten. Es ist ein Fischplatz der Bakari=Indianer, gekennzeichnet durch einen auf dem Ufer errichteten, aus Zweigen zusammengebundenen Fischbratständer. Carlos hatte aber schon einen noch frischen Pfad entdeckt, der über Land zu führen scheint. Das Boot mit dem Gepäck wurde zurückgelassen; versteckt wurde nichts, denn der Indianer würde es, wenn er stehlen wollte, doch finden. Dann ging es, nur mit Decken, Gewehren, Tabak und Tagebüchern versehen, rüstig die schmale Spur entlang. Nach dreistündigem

25. 6. 96. Marsch durch den Busch schallte Hundegebell an unser Ohr; wir waren zur Stelle. Unser erster Empfang in einem Indianerdorf war ein recht freundlicher, die braungelben Leute nahmen uns herzlich auf. Der uralte Caetano, den schon Steinen bei seinem Besuch des alten Abdeaments, drei Tagereisen flußabwärts, das jetzt verlassen ist, als einen mehr als 80jährigen Greis kennen gelernt hatte, machte als Oberhaupt des Dorfes die Honneurs. Ich sah trotz der Brasilianisierung vor allem

das spezifisch Indianische und betrachtete diesen Besuch schon als Eintritt in die indianische Ursprünglichkeit. Als ich aber später, aus dem Innern kommend, wieder die Ansiedelung erreichte, schienen uns hier die ersten Lichtblicke der Kultur zu treffen. Eine große Freude war es für mich, Steinens Begleiter Antonio anzutreffen. Auf meinen Wunsch, mich zu begleiten, war er sofort bereit und warb noch weitere vier Stammesgenossen für die Reise. Zwei derselben waren vom dritten Dorf des Kulisehu-Flusses, mit welchem ein reger Verkehr unterhalten wird, wie auch mit den Bakairi des Batovy-Flusses. Von beiden Flüssen war Besuch da, auch Steinens alter Freund Tumayaua, der aber erst zum Vorschein kam, nachdem er sich eine Hose geborgt hatte. So schnell geht die Ursprünglichkeit verloren und werden neue Gewohnheiten herrschend.

Auf der Rückfahrt mittels Canoas, bei welcher uns ein großer Teil des Dorfes begleitete, hatte ich Gelegenheit, einer interessanten Brüllaffenjagd der Indianer zuzusehen. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Scharfblick folgen die prächtigen Burschen, die sich schnell der hindernden Kleidung entledigt hatten, dem schwarzen großen Männchen, das grollend und brummend von Baum zu Baum springt. Pfeil auf Pfeil schwirrt, und mancher bleibt in dem dichten Fell des gehezten Tieres hängen, das in Schmerz und Wut die langen Rohre herauszureißen sucht und, gelingt es ihm, diese auf uns herabschleudert. Endlich von sieben Pfeilen durchbohrt, ist seine Kraft zu Ende. Nach jedem Treffer ertönt das Freudengeheul der Indianer. Der Affe sucht sich in den Ästen noch festzuhalten, stöhnt furchtbar brüllend auf und wird endlich durch einige junge Burschen, die in Eile wie Katzen den Baum erklimmen haben, mit langen Stangen herabgestoßen. Schwer fällt der Körper herab, das Gesicht ist schmerzlich menschlich verzerrt, er ist aber tot. Er hat etwa die Höhe von fünf Viertel Meter, besitzt ein schönes schwarzes Fell mit langem Wickelschwanz und ein beinahe intelligentes Gesicht, das von schwarzem Bart umzogen ist. — Unterwegs wurde unser Boot mitgenommen, das allgemeines Erstaunen erregte. Zum Zeitvertreib wurde eine Wettfahrt veranstaltet, bei der unsere vier langen Ruder doch über die Schaufelruder der Indianer den Sieg davontrugen.

26. 6. 96.

27. 6. 96.

Am 27. Juni waren wir wieder mit der Karawane vereint. Die Lasten sind mit den vielen Canoas der mit uns gekommenen Indianer bald übergesetzt. Ehe aber die Esel ins Wasser getrieben wurden, wurde der Platz erst gründlich von Piranhas gesäubert, die als gefräßige Raubfische Menschen und Tiere im Wasser angreifen und sehr gefährlich werden können. Über hundert Stück wurden herausgezogen. Den uns gefolgte Bataïri wurde abends mit meiner Spielbox ein Abschiedskonzert gegeben und sie mit Messern, Tüchern und Perlen beschenkt entlassen. Nach allerhand Gekalamitäten konnte am 1. Juli der Weitermarsch vor sich gehen. Wir nahmen nördliche Richtung, um Steinens alten Weg zu treffen. Ein starker Grasbrand, den einige vom Paranatinga nach dem Batoby zurückkehrende Bataïri angelegt hatten, hat das Land sehr verändert. Das weite freie Hochplateau, „die Gorilha“, über welches das Auge ungehindert schweift, bis es durch die im Norden aufsteigenden ferraartigen Höhen begrenzt wird, bildet in seinem Aschengewande einen Jubegriff der Ede und Verlassenheit, ein Bild des Todes. Die kleinen Steppenbäume sind versengt und glashart und bestreuen den großen schwarzen Teppich gleichwie die grabmalartigen Termitenhäuser mit gelben Flecken. Ein frischer Südwind läßt den Wanderer die Hitze weniger empfinden; er kann rüstig über den tennenharten Boden dahinschreiten, nur muß er sich hüten, von einer der zahlreichen Windhosen erfaßt zu werden, die schnell thalauf, thalab dahinstürmen und Sand und Asche bis 120 m hoch aufwirbeln.

Mit Freuden begrüßten wir nach vielen Stunden Marsches die grüne Flur mit prächtigen Burity-Palmen, die ein kleines Wässerehen beschatten. Hier hat das wütende Element seiner Gier ein Ziel setzen müssen, und fast immer zeigten der Karawane einige rasche Schüsse des Vortrabs die willkommene Mitteilug an, daß ein guter Braten für den Abend zu erwarten stand. Ungeheuer wildreich sind diese Quellbäche, die Zustucht des Kampfwildes, das man auf der Brandfläche, solange aus den niedergebrannten Grasbüscheln die schon nach zwei, drei Tagen wieder spießenden grünen Spitzchen noch nicht erschienen sind, vergeblich sucht. Raubvögel aller Art umkreisen in weitem Bogen die Brandflächen, um das verschonte Wild zu erhaschen.

Nur dem Gürteltier begegnet man zuweilen, wenn es hastig seinem Bau zusieht.

Nach Überschreitung einer ostwestlich lang sich hinziehenden Höhengruppe, von der nach Norden und Westen Wasserläufe abfließen, herrschten Meinungsverschiedenheiten über die Situation. Ich glaubte, den Steinenschen Weg noch nördlich vor mir zu haben, während Antonio behauptete, er habe einen Platz gesehen, wo er vor zwölf Jahren ein Reh geschossen habe. Ich glaubte es ihm nicht. Stillschweigend entfernte er sich, und stillschweigend erschien er einige Stunden später, mir ein Stück aus einem Baum vorzeigend, welches deutlich einen alten Messerhieb erkennen ließ, den Leute der Steinenschen Expedition vor zwölf Jahren als Wegmarke zurückgelassen hatten. Er deutete dabei nach Südosten. Den überlegenen Blick von ihm werde ich nie vergessen. Stillschweigend änderte nun auch ich die Marschrichtung, und bald hatten wir uns nun richtig orientiert. Bei einer Orientierungsexkursion fanden wir ein aus Corrego profundo und anderen Bächen sich bildendes stattliches Flüsschen, das recht gut schiffbar schien. Ich beschloß, diesen Fluß, den ich für einen Quellfluß des uns zum Ziel gesetzten Konuro hielt, hinabzufahren. Da streifte Antonio mit seinen Leuten. Er glaube nicht, daß der Fluß in den Konuro ginge, außerdem könnten an ihm Cayabi, seine Erbfeinde, sitzen. Wenn wir nicht den Jatoba, den nächsten östlich zu erreichenden Fluß hinabfuhren, ginge er mit den Seinen heim. Da ich die Leute nicht entbehren konnte und ein Indianer nie nachgibt, mußte ich, so schwer es mir auch wurde, nachgeben. Ich ließ das Lager abbrechen und die Richtung zu dem Fluß Bugio einschlagen.

5. 7. 96.

7. 7. 96.

Ein prächtiges Schauspiel hätte uns nachts zuvor recht unangenehm werden können. Es war wieder einmal Gras angebrannt worden, und das Feuer hatte einen südlich von uns sich hinziehenden Höhenzug ergriffen. Es war die herrlichste Illumination, die ich je gesehen habe, als das Feuer an der uns abgewendeten Seite den Kamm erreicht und nun das ganze Gebirge in Brand stand. Ein heftig aufstehender Südwind trieb aber das Feuermeer in rasender Eile den Berg hinab auf uns zu. Es ging so schnell, daß daran, das Lager abzubringen und hinter einen breiten Graben zu bringen, nicht zu denken war.

Unsere Egel sprengten angstvoll vor dem Feuermeer her und drängten in das Lager. Es gab nur noch ein Mittel: dem Feuer zu Leibe zu gehen. Die Leute schlugen sich Bäume und dicke Sträucher ab, gingen in offener Linie vor und schlugen wütend in die Gluten hinein. Und wirklich gelang es den vereinten Kräften, des Clements, wenigstens in unserer Ecke, Herr zu werden. Ein fürchterlich herabprasselndes Gewitter folgte und löschte im Nu die Glut. Quer über den Corrego fundo und die diesen vom Bugiothal trennenden Höhen hinweg zogen wir weiter. Nach mühevollen Marsch langten wir am 13. Juli endlich an unseren Bestimmungsort, am Zusammenfluß des Bugio und Jatoba an.

13. 7. 96. Für den Canoabau nötige Jatobabäume waren ausreichend gefunden worden; so konnten denn hier nun die für die Einschiffung nötigen Arbeiten in Angriff genommen werden. Mit Freude nahmen wir von der Tropa, die hier mit einigen Leuten unsere Rückkehr erwarten sollte, Abschied. Ein Teil der Leute unter Hilfe der Bakaïri widmeten sich der Canoaerstellung, wobei manches schon fast fertige Stück beim Einbiegen der Rinde zerplatzte. Ruder wurden geschnitzt und die nötigen Lasten bestimmt, Instrumente und Tagebücher in Ordnung gebracht, die persönliche Ausrüstung zusammengestellt, repariert und das zurückbleibende Gepäck gut verstaut. Endlich waren die Canoas trocken und konnten beladen werden. Alfons wurde die Sorge des Lagers und der Tropa übergeben und ihm zwei Leute beigelegt. Am 28. war alles fertig, die sieben Canoas mit je zwei Kubern bemannt; ich mußte wegen meiner Aufnahmen auf diesen Sport verzichten. Ein kurzer Abschied, und fort ging es auf dem ruhig dahinströmenden Flüsschen hinab.

Im Canoa zu den Indianern. — Rückkehr.

28. 7. 96. Terra incognita hatte uns aufgenommen. Das einzige, was man von diesem Gebiet sicher wußte, war die Mitteilung der Steinenschen Expedition von einem gewaltigen Strom, Nunro genannt, den er auf seiner ersten Expedition antraf, als

er den Batovy, den Nachbarfluß des Jatoba, hinterfuhr. Der Ronuro kam von links, und es war anzunehmen, daß der Jatoba sein Hauptquellfluß wäre. Die Rondonsche Expedition, von der ich schon sprach, war in diesem Gebiet durch Kämpfe mit Indianern zu Grunde gegangen.

Die Fahrt ging zuerst gut von flatten auf dem mäßig schnell strömenden Wasser. Hohe, steile, mit Waldsaum bestandene Lehmufer verhinderten die Aussicht auf die den Fluß begleitenden, mit dichtem Dornengebüsch bestandenen Hügel. Um so beschwerlicher wurde die Überwindung des langen Gebietes der Schnellen und Wasserfälle. Von der Reichhaltigkeit dieser Fälle und Schnellen kann man sich daraus einen Begriff machen, daß ich in meinem Itinerar nicht weniger als 105 verzeichnet habe, wobei ich die kleinen Wirbel nicht berücksichtigte. Der Gedanke an die wohl 1 km lange Cachoeira Correa und den Salto Vogel, die ich nach dem derzeitigen Präsidenten des Staates Matogrosso Antonio Correa und dem Kartographen der zweiten Steinenschen Expedition Dr. Peter Vogel taufte, erfüllte mich jetzt noch mit Entsetzen. Der erste große Salto, von mir Salto Ehrenreich genannt, begann die Folge. Es mußte alles ausgeladen und über Land transportiert werden, die Canoas wurden vorsichtig an einer weniger reißenden Stelle herabgelassen. Die lange ruhige Strecke hinter dem Salto, in welcher der Fluß sich stellenweise bis zu 100 m verbreiterte, erregte schon in uns die verfrühte Hoffnung, mit den Stromschnellen sehr glimpflich davonzukommen, als wir bald nur allzusehr ihre Bekanntschaft machen mußten. In den kleineren Schnellen war es ein Vergnügen, hindurchzufahren; kamen aber größere Schnellen, die sich durch ihr Rauschen auf dem vorher stets ganz ruhigen Wasser schon weithin unangenehm bemerkbar machten, so hieß es, Achtung geben. Mit einer enormen Kühnheit und Scharfblick führte Antonio mein Boot durch die tosenden Strudel hinab. Manchmal mußte er im letzten Augenblick noch in die schäumenden Wogen springen, um das Canoa von der Richtung auf einen gefährdrohenden Felsen abzulenken. Mecht oft mußten wir alle dabei in das Wasser, um das Boot in seinem verderblichen Schuß aufzuhalten. Leider wurden nicht alle Boote so glücklich geführt. Obgleich die anderen Bakaïri beim Durch-

bringen der Boote vortrefflich halfen, so kamen doch nicht weniger als zehn Schiffbrüche und Untergänge vor. Eine große Menge meiner Vorräte und Lasten, vor allem das meiste Küchengerät, denn die Küche waren besonders ungegeschickte Ruderer, ging auf Nimmerwiedersehen auf den Grund des Flusses. Wohl wurde nach jedem Schiffbruch nach allen den Gegenständen, die nicht schwimmend von den Booten aufgefangen wurden, eifrig getaucht, wobei ich die Ausdauer und Geschicklichkeit meiner Bakaïri bewunderte, die mitten in den Schnellen fast eine Minute unter Wasser blieben; doch kam so manches nicht wieder zum Vorschein. Am Ufer oder einer Sandbank fand nach jedesmaligem Unglück großes Trocknen statt. Sammlungen, Tagebücher, Wäsche, Bohnen, Streichhölzer, Salz, Tücher, Suppentafeln und Eisenwaren lagen da bunt durcheinander in der heißen Sonne, die allerdings bald jegliche Spur von Wasser entfernte.

Aber unsere Lage wurde doch mit der Zeit recht bedenklich. Denn es gingen unsere Nahrungsmittel auf die Reize, die ich in der sicheren Erwartung, bald die längst erhofften Indianer anzutreffen, auf etwa drei Wochen bemessen hatte. Dieser Vorrat war aber durch die vielen Unfälle auf die Hälfte zusammengeschnitten. Das Unglück war noch nicht groß genug; auch zwei Canoas waren total verloren, denen alles Flickens mit Bast und Lehm nichts mehr half, und die einzig für eine Neuauftichtung in Frage kommenden Jatobabäume waren weit und breit nicht zu finden. Die Boote waren durch den Zuwachs an Last zu schwer beladen, um die übrigen Leute noch aufnehmen zu können. Es blieb daher nichts übrig, als fünf Leute zu Fuß am Ufer entlang gehen zu lassen in der Hoffnung, bald einen Fischplatz anzutreffen, an welchem, wie wir am Paranatinga gehört hatten, die Bakaïri des Batovy zuweilen herüberkommen sollten; dort würden einige Canoas zu treffen sein.

Entsetzlich langsam ging die Weiterfahrt, denn die Fußgänger kamen nur mit allergrößter Schwierigkeit durch den Busch und dichten Stangenwald, der seit dem Austritt aus dem Hügelland den Fluß weithin begleitete. Endlich, nach zwei Tagen, unser Zustand war schon recht schlimm — wir hatten nur noch einen Rest Mandjokamehl und Honig; zu Fischen gab es fast nichts, obgleich wir keinen guten Platz unversucht passierten, und Jagd

bot sich von Anfang an sehr wenig — ertönte ein Freuden-
schrei. Vor uns am Ufer lagen zwei schöne Canoa's. Antonio s. s. 96.
unternahm im Gilmarsch mit zwei Leuten einen Abstecher nach
dem Batovydorf und kehrte andern Tags mit mehreren Bafairi,
Männern und Weibern, die auch schon Hemden trugen, schwer-
beladen mit Mandjoka, Stärke und fauligen Fischen zurück. Wir
erhielten die freudige Nachricht, daß wir unterhalb keine größe-
ren Fahrschwierigkeiten mehr haben und nach drei Tagen in
einen großen Fluß einfahren würden, an dem wir unten Trumai-
Indianer treffen würden. Für je eine Art, die bei den Batovy-
Indianern, die erst seit zwölf Jahren das Eisen kennen, in
hohem Wert stehen, tauschten wir die zwei Canoa's ein, und mit
Nahrung fürs erste gut versehen, fuhren wir fröhlich weiter.

Die Fahrt wurde jedoch länger und länger, so sehr wir uns
auch beeilten. Von Tagesanbruch fuhren wir bis zu Beginn der
Dunkelheit, mit nur zweistündiger Mittagspause. Unser Nacht-
lager hielten wir fast immer im Wald an einem möglichst
trockenen Platze, der erst von dichtem Unterholz säubert wurde.
Zahlreiches Ungeziefer, Ameisen, Zecken, Schaben, Moskito's
und Stechfliegen, zuweilen auch Schwärme von Nachtschmetter-
lingen konnten einem den Aufenthalt in der Hängematte recht
ungemütlich machen. Das Hauptgepäck blieb im Canoa, nur die
Kleidersäcke und die Küche wurden auf das Ufer gebracht. Das
Inventar derselben verringerte sich am Ende der Expedition auf
zwei Töpfe, drei Teller, eine Kanne und einen halben Kaffeelöffel.
Unsere Nahrung bildete drei Monate lang nur Fisch und aus
Mandjokamehl geröstete flache Fladen, Beijus genannt. Fett,
Gemüse, Zucker und andere Genüsse fehlten ganz. — Die Win-
dungen des Flusses spotten jeder Beschreibung. Auf den Sand-
bänken saßen Rudel von Wasserschweinen, Capivaras, und ließen
uns ruhig passieren, so daß ich sie sogar photographieren konnte.
Als Braten fand nur ein Capivaras=Spannfertel Würdigung.
Ein Sport fand auf dieser Fahrt allgemeinen Anklang, das Aus-
graben von Schildkröteneiern auf den Sandbänken. Die Nester
wurden durch Einstechen des Landes mit Pfeilen ausfindig ge-
macht und gaben reiche Beute. So hatten wir einmal über
tausend der taubeneiergroßen, dünnchaligen Eier gefunden. Roh
schmeckten sie etwas nach ranziger Butter, mit Mandjokamehl

oder Stärke in Fischfett gebraten liefern sie einen delikaten Eierkuchen. Auch der Fischreichtum nahm zu, und die großen Gefellen verschiedener Welsarten kündeten ebenso die Nähe des großen Flusses an wie zahlreiche große Wasservögel. Endlich, nach achttägiger Fahrt anstatt nach drei Tagen — die Mündung war schon allen eine imaginäre Größe geworden, über die sich nicht mehr ernst sprechen ließ — ertönt der Ruf: A barra, „die Mündung“. Da lag er vor uns, der Ronuro, in seiner ganzen Größe.

Nach zweitägigem Aufenthalt, der mit allerlei Messungen, photographischen Arbeiten und Schreibeereien hinging, während Carlos mit Antonio flußaufwärts fuhr, um Indianerzeichen zu suchen, doch ohne Erfolg zurückkam, wurde die Weiterfahrt auf dem Ronuro fortgesetzt. Auf dem großen tiefen Strom, der bald die Breite von 200 m annahm, ging die Fahrt flott von statten. Große Scharen von Ariranhas, großen Fischottern, trieben in den weiten Lagunen und Buchten unter schauerlichem Lärm ihr Spiel. Der Fischreichtum sicherte uns vor Nahrungsorgen; ab und zu kam nun auch ein Reh in die Küche, das auf den vereinzelt von dichtem Uferwald umschlossenen Grasfluren geschossen wurde. Prächtige Perspektiven gaben die langgestreckten, herrlich bewaldeten Flußufer. Aber von Bewohnern noch keine Spur. Bald bot sich uns eine große Überraschung. Zur Linken erscheint die Mündung eines prächtigen, schnellfließenden Stroms, der dem Ronuro an Größe nichts nachgibt. Wo kommt dieser her? ist unsere erste Frage. Sollte es nördlich unseres Quellgebietes noch ein weiteres Gebirge geben, das dieses Flußbett speist? Ich glaube es nicht, vermute vielmehr, daß wir in zwei von uns überschrittenen stattlichen Flüsschen, dem Pombas und Formoso, die bisher dem Paranatinga zugeschrieben werden, die Quellflüsse dieses Stromes erblicken müssen. Ich habe diesen Strom nach keinem würdigeren Paten taufen können als nach Karl von den Steinen. Eine Erkursion flußaufwärts ergab nur die allgemeine Beobachtung, daß er in seinem Unterlauf aus Südwesten kommt. Nahe der Mündung finden sich auch einige Anzeichen von Indianern, aber alte; sie wiederholen sich auf der Weiterfahrt auf dem Ronuro und werden jünger und jünger. Endlich, am 23. August, nach 25tägiger Canoafahrt trat das längst ersehnte Ereignis ein, die ersten wilden Indianer waren erreicht.

Es war ein prachtvoller Sonntagnachmittag, der tiefblaue Himmel spiegelte sich in der ruhigen, weithinziehenden glatten Flut des nunmehr fast 300 m breiten Stromes. Froher Hoffnung fahren wir längs einer langgestreckten Insel dahin, aus deren dichtem weidenartigen Sarandingebüsch, das die Sandbänke vom Wald scheidet, ein Jaguar sein Gebrüll erschallen läßt, während davor in der Sonne ein Krokodil Siesta hält. Gilt es doch heute, die Mündung des Batovy und den Zusammenfluß des Konuro mit dem Kuluene zu erreichen, der nach meiner Berechnung nicht mehr weit sein kann. Auf einmal sehe ich Antonio, nachdem er in vollen Zügen die Luft einsog, unter lebhaftem Gespräch mit seinen Genossen, quer hinüber nach der Mitte des Stromes steuern. Die Perspektive erweitert sich, und da sehen wir den Anlaß der Erregung. Eine schlanke, dünne, hellblaue Rauchsäule steigt in etwa 3 km Entfernung vor uns aus dem Wald ruhig zum Himmel empor. Es war ein wirklich spannender Moment. In guter Ordnung fahren die Boote lautlos unter dem Schutz der Insel den glatten Spiegel hinab. Zur Rechten erscheint uns nun die Mündung des Batovy, und geradeaus öffnet sich der Blick auf den Xingu, den aus Konuro und Kuluene gebildeten Hauptstrom. Noch hat uns niemand bemerkt, und fröhliches Lachen und Gespräch schallt, die feierliche Abendstille der prächtigen Natur durchbrechend, zu uns herüber. Wir sehen deutlich einen nackten Burschen in einem Canoa arglos wirtschaften. Da sieht er auf, stutzt, und eine Bombe hätte keine größere Wirkung hervorzaubern können in diesem Idyll als sein Zuruf an die Seinen von dem Nahen der vielen Canoas. Ahnen die Leutchen doch nichts von unserer Ankunft und müssen zuerst Feinde in uns wittern. Wir lassen sie aber nicht lange im Ungewissen, wollen wir doch vor allem selbst erfahren, mit wem wir es zu thun haben. Mit lauthintönder Stimme läßt Carlos, hochaufgerichtet im Canoa, alle Begrüßungsformeln, die ihm von der Steinenschen Reise noch bekannt waren und hier passen konnten, erschallen: „Katu katu Trumai, katu katu Kamayura, katu Karaiba, atötö Nabuqua, kura kura Mehinaku“ u. s. f. Antonio, bleich wie der Tod, befreuzt sich. Die Antwort läßt nicht auf sich warten: „Katu katu Kamayura, katu katu Karaiba“, so geht es in allen Tonarten, halb

freudig, halb ängstlich durcheinander. Weiberstimmen und Hundegelbell mischen sich dazwischen. Es sind Kamayura-Indianer.

Einige kräftige, breitschulterige Gesellen, die braungelbe Haut rot und schwarz bemalt, eilen in die Canoas und rudern uns eifrig entgegen, immer heftig gestikulierend. Gott weiß, was sie uns alles erzählen. Sie nähern sich uns auf unsere wiederholte Versicherung, daß wir katu, gut Freund, seien, ohne Scheu und haben nicht einmal Waffen bei sich. Ein dicker Geselle in den besten Jahren, mit von Öl glänzenden Gliedern, das rund abgeschnittene Haar mit einem breiten roten Streifen bemalt, stellt sich unter lebhaftem Brustschlagen als Häuptling vor und wirft sich in Position, sorgfältig darauf bedacht, daß seiner Würde auch die nötige Achtung gezollt wird. Auch ich stelle mich feierlichst als Capitão vor. An ihrem Lager angelangt, werden wir auch von den zurückgebliebenen, meist jungen, prächtig schlanken Burschen begrüßt, indem jeder, die flache Hand vorstreckend, sich nochmals mit einem fragenden katu unserer freundschaftlichen Gesinnung versichert. Auch ein altes häßliches Weib, das die anderen gar nicht zu Worte kommen läßt, erscheint und hält mit ihrem Verlangen nach unseren Halstüchern, Uhren und Knöpfen absolut nicht hinter dem Berg. Eine junge hübsche Frau kommt nicht nahe an uns heran und macht sich an einem Feuerplatz zu schaffen. Einigen kleinen Buben scheinen wir aber durchaus nicht gefeuer, sie wetteifern mit den Hunden an lauten Ausdrücken ihrer Abneigung. — Es ist auch hier nur ein Fischplatz der Kamayura, von dem sie zu einer längeren Fischpartie herübergekommen waren; das Dorf oder Aldeament ist drei Tage entfernt. Von Hausrat ist daher auch wenig zu sehen, sie haben nur ihr allernötigstes Reisegepäck bei sich. Irgend welche Bekleidungsgegenstände darf man darunter nicht verstehen, denn die Kingu-Indianer beider Geschlechter gehen vollständig nackt; das kleine Bastdreieck der Frau, das Uluri, kann und darf als Kleidung nicht gerechnet werden. Dafür finden sich aber Körbchen, in denen ihr nötigstes Werkzeug, Fischgebisse, Knochenstücke, abgeschliffene Muscheln, etwas Bast, schwarzes Wachs, Palmfasersehmur und Urucurot zum Färben des Körpers bunt durcheinander liegen; größere Körbe sind mit Mandjoka piva und Stärke, dem für die Bereitung der flachen Bejuflaten nötigen Material,

angefüllt. Mächtige feingeschnitzte Bogen mit langen Rohrpfelen mit Knochenspitzen, kurze platte Schaufelruder lehnen an den Bäumen, zwischen denen sich die aus Palmfasern und Baumwolle gewebten Hängematten schaukeln.

Auf einem großen Moquem, einem aus Zweigen gefertigten Bratfänder, braten über langsamem Feuer eine lange Reihe mit dem Pfeil erlegter Fische, an einem anderen Feuer ist die junge Frau eifrig beschäftigt, auf einer flachen Thonplatte frische Bejuflaten uns zum Willkomm zu bereiten, die fein säuberlich auf einer kleinen Matte uns gebracht werden; in der Asche daneben stehen kleine, zierlich ornamentierte Töpfchen mit Fischmingau, einem grätenreichen Ragout. Kürbisfchalen, die als Wasserbehälter dienen, liegen daneben. Abseits davon ist unser Häuptling damit beschäftigt, auf glimmendem Kohlenhaufen besondere Kräuter zu Salzasche zu verbrennen. — Wir schlagen unser Lager direkt neben dem ihren auf, vorsichtig unsere Herrlichkeiten aber den verlangenden Blicken der Leute entziehend, die alles kontrollieren. Etwas Vorsicht ist auch notwendig, es dauert nicht lange, so ist der Löffel meines Bestecks verschwunden. Die Alte hat in verdächtiger Weise sich bei meinen Sachen zu schaffen gemacht. Als ich ihn ernstlich reklamiere und ihnen auseinanderzeige, daß das anite katu, gar nicht anständig sei, findet sie ihn, ihn geschickt aus ihrer Kürbisfchale eskamotierend, plötzlich auf dem Fleck, wo er gelegen hatte. Carlos findet sein Messer, das ebenfalls verschwand, aber von selbst nicht zum Vorschein kam, in allerhand Lappchen, Negen und Blättern fest verschnürt in dem bewußten Kramkorb. Einmal gewarnt, packen wir unsere Sachen ein und passen auf. Bis tief in die Nacht sitzen oder vielmehr hocken wir mit dem Völkchen zusammen am Feuer, wir rauchen unsere Pfeife, sie ihre langen, aus grünen Blättern gewickelten Zigarren, ein ganz annehmbares Kraut. Sie bringen uns von allen ihren lukullischen Genüssen, und wir greifen tapfer zu. Die Unterhaltung wird natürlich in der Hauptsache durch Gesticulationen geführt; doch verstehen sie es vorzüglich, sich verständlich zu machen, so daß uns nur wenig entgeht. Geographische Fragen mit in den Sand gezeichneten Karten werden eifrigst behandelt; danach erfahren wir, daß wir den Kuluene aufwärts in einem Tag zu den Trumai kommen werden. Sie

wollen morgen zurück, uns bei den Trumai im Vorbeigehen anmelden und in ihrem Dorf unsere Ankunft vorbereiten. Sie bedauern nur, daß wir zuerst zu den Trumai gingen, und schärften uns ausdrücklich ein, diesen doch ja nicht zu viel zu schenken, sondern die guten Sachen für sie aufzuheben, sie seien ja so katu wie kein anderer Stamm am Kingu.

Es ist schon spät geworden, als einer nach dem andern unter höflicher Handbewegung bittet, sich zurückziehen zu dürfen. Wir sehen sie vom Feuer einen Brand holen und jeden ein Feuerchen dicht neben seiner Hängematte entzünden, dann wird es ruhig. Im Gefühl vollständiger Sicherheit schlafen wir fest bis zum Morgen. Die Freundschaft ist geschlossen.

Die Kamahura waren schon bei Tagesgrauen ohne weiteren Abschied aufgebrochen. Wir verlegten das Lager nach der großen Sandbank an dem Zusammenfluß des Konuro und Kuluene, wo ich allerlei Bestimmungen und Arbeiten zu erledigen hatte. Tags darauf ging es weiter zu den Trumai. Freudig waren wir überrascht, als uns schon unterwegs ein Boot mit Gesandten entgegenkam, mit denen wir nach Versicherung unserer gegenseitigen Liebe Geschenke austauschten. Frisch erlegte Fische und Bejuss fanden in Perlen und Knöpfen ihren Gegenwert. In der Nähe des Dorfes angelangt, sahen wir auf dem hohen Ufer wohl 20 Männer stehen, alle zum Empfang sorgfältig bemalt, einzelne in schönen Federkronen und Fellbiademen. Die Leute waren durchweg klein und grobknochig. Die Gesichter neigten weit mehr als die der Kamahura zum mongolischen Typus. Helle Augen waren nicht selten. Ehe wir am Hasen aussteigen durften, wurde uns eine lange Rede von einem intelligent aussehenden Herrn gehalten, der anscheinend der Herrscher dieser Scharen war. Wir verstanden kein Wort, hielten es aber für angemessen, ihm in ebenso wohlgesetzten Worten und würdigen Mienen zu antworten. Dann stiegen wir aus, und der erste Empfang war beendet. Arm in Arm mit unseren neuen Freunden zogen wir durch eine vernachlässigte Pflanzung zum Dorf, das aus sieben im Kreis stehenden Hütten bestand, die, aus Stroh und Rohr säuberlich gebaut, riesigen Bienenkörben glichen. In der Mitte des Kreises stand die Festhütte, der Aufbewahrungsort der Tanzmasken und großen Flöten. Den Weibern ist der Zutritt nicht gestattet. Vor

der Festhütte waren drei in Tiergestalt geschnitzte Schemel aufgestellt, auf die wir als Gäste aufgefordert werden, uns niederzusetzen.

Eine eingehendere Beschreibung aller der von uns besuchten Indianerstämme sowie geographische Einzelheiten will ich hier nicht geben. Eine Schilderung des Lebens und Treibens dieser Naturkinder, wie wir es im allgemeinen angetroffen haben, möge hier genügen. — Wenn wir uns einem Dorfe nähern, so sehen wir schon von weitem Weiber in den dicht hinter den Hütten beginnenden Wald weglaufen. Auf dem Dorfsplatz angelangt, tritt auf unseren Begrüßungsruf der Häuptling aus seiner Hütte mit einem aus Jaguarfell oder Strohgeflecht gefertigten Diadem auf dem dichten schwarzen Haar. Er stellt sich möglichst imposant vor uns hin, wir müssen uns auf die bereitstehenden Schemel niedersetzen, und er hält eine Ansprache, in der er neben der Versicherung, daß sein Stamm gut sei, alle anderen aber mehr oder weniger schlecht, seine eigenen Vorzüge und Macht in das rechte Licht zu setzen sucht. Seine Familienverhältnisse erfahren wir dabei ganz genau. Er erhält ein kleines Geschenk, und auf unseren Wunsch nach Wasser und Nahrung ruft er häufig wiederholend seine Befehle. Von allen Seiten werden uns große Kürbischalen mit Wasser und Cauri, warmem Stärkekleister, sowie Bejus gebracht und diese vor unseren Füßen auf einer Matte aufgeschichtet. Einige Perlen zum Lohn locken nun auch die Weiber, die ältesten zuerst, hervor, und ganz raffiniert suchen sie aus ihren Gaben einen möglichst hohen Ertrag zu ziehen. Sie drücken ihren kleinen Würmern, die auch schon auf dem fast kahlen Kopf ein paar festgeklebte Federchen tragen, ein paar Früchte in die Hand und kommen nun mit Kind und Kegel herbei. Mit einschmeichelnder Stimme suchen sie auf unser mitleidiges Herz zu wirken und uns klar zu machen, daß ihre plärrenden Sprößlinge auch bedacht sein möchten, und hat man die paar halberdrückten Früchte den schmutzigen Händchen entwunden und einige Perlen dafür hineingleiten lassen, so wird man noch sehr deutlich darauf aufmerksam gemacht, daß noch Familienzuwachs zu erwarten sei, für den auch noch etwas abfallen könne. Den unermüdetlich Früchte und Bejus herbeibringenden Leuten muß endlich ein entschiedenes aiva, „nun ist

es genug“, zugerufen werden, denn die vor uns aufgetürmten Bejumengen können bereits eine Kompanie satt machen.

Wir machen uns frei und suchen die uns zugewiesene Schlafstätte auf. Zumeist ist die Festhütte, jedes Schmuckes entblößt, uns zur Verfügung gestellt, und wir machen es uns darin mit unseren Hängematten so bequem wie möglich. Sind wir hier auch ungestörter, so ist es uns doch interessanter, wenn wir in einer bewohnten Hütte übernachten dürfen. — Für die Anlage einer ethnographischen Sammlung werden schnell einige Tauschwaren, Arzte, Messer, Scheren, Perlen, Schellen, Knöpfe, Band und Tücher, Harmonikas und Flötchen in einen Sack gesteckt, dann beginnt der Rundgang durch die Hütten. Beim Betreten der Hütte huschen schnell einige junge Mädchen, die noch kein Zutrauen zu uns gefaßt haben, durch die Hinterthür. Eine Alte bringt geschäftig einen Schemel und heißt uns Platz nehmen. Wir haben aber jetzt mehr zu thun, wir wollen uns in der Hütte umschauen. Von den beiden starken Stützen des Daches sind nach den Wänden, familienweise geschieden, Hängematten ausgespannt, die der Eheleute übereinander (Monogamie ist fast durchweg üblich); eine Kinderhängematte hängt oft daneben. Ein Feuerplatz dabei darf nicht fehlen. An den Wänden hängen Körbe aller Art und Größe, in denen neben den zahlreichen Werkzeugen aus Knochen, Fischzähnen und Muscheln, bearbeitet und unbearbeitet, zerbrochene Steinbeile, Wachsklumpen, Urucurot, Halsketten und Schmuckzähne bunt durcheinander liegen. Ein anderer ist vollgestopft mit Rohbaumwolle, in einem dritten sind ein paar halbfaule gebratene Fische. Ein kleiner Kürbis ist mit Öl zum Ein salben gefüllt, in Mattentaschen sorgfältig eingelegt werden die prachtvollen nur zum Tanz verwendeten Federschmucke und Ohrfedern aufbewahrt, daneben fest eingerollt in einer kleinen Matte steckt ein Bündel Indianertabak. Bogen und Pfeil und das zur Verfertigung der Pfeile nötige Rohr in dicken Bündeln, lange Strähnen feinen Bastes und elegant gedrehte Fasersehnur hängen und stecken daneben. Ein Steinbeil liegt am Boden neben einigen mit Muscheln schön verzierten Kürbischalen. In der Mitte der Hütte sind große schöngeflochtene Körbe, mit Mandjoka gefüllt, aufgestapelt, ein alter Mann ist mit dem Flechten eines neuen beschäftigt.

Am dem großen Feuer gegenüber der Hinterthür kocht eine Frau geschäftig Mandjoka, und eine andere, auf einem Kollschemel sitzend, ist dabei, auf dem Reibholz die Wurzeln zu zerkleinern, die ihr Mann soeben in dem Tragkorb von der Pflanzung gebracht hat. Alles, was die Hütte birgt, ist mitnehmenswert, und man darf sich nicht scheuen, jeden Korb auf seinen Inhalt genau zu untersuchen, wobei stets der Besitzer oder die Besitzerin bereitwillig alle Habe, soweit sie sie nicht versteckt hat, vorzeigt und anstandslos gegen Bezahlung mit Perlen u. hergibt.

Die schönsten Schmuckketten findet man stets bei den kleinen Kindern, denen sie die Eltern ohne Zögern abnehmen, um Perlen zu erhalten. Aber wiederum sehen wir auch die meisten Perlen wieder an den Kindern. — Die Sammlung wird bei unserer Schlafstätte geborgen, dann geht es an das Messen und Photographieren. Im allgemeinen sind die Schwierigkeiten, die Leute zum Stillhalten zu bewegen, nicht groß, vorausgesetzt, daß es dafür etwas gibt. Nur den Weibern war es oft nicht geheuer, ins Objektiv zu schauen, und sie schlossen lieber die Augen. — Haben wir den Tag tüchtig gearbeitet, ist gegen Abend ein Bad in dem nahen Flüsschen oder einer Lagune sehr angenehm, wobei uns die halbe männliche Jugend begleitet. Da gibt es ein lustiges Plantschen, Tauchen, Spritzen und Wettschwimmen, dem die Dorfschönen, die zum Wasserholen mit riesigen Kürbisfrügen herankommen, harmlos vergnügt zuschauen. Noch ein Stündchen setzen wir uns zu den zwanglos vor den Hütten hockenden Gruppen, und geduldig lassen sich die Leute von uns über alles Mögliche ausfragen. Dabei lassen sie sich durchaus nicht in ihrer Arbeit stören. Die junge Frau dreht die Spindel, Bruder und Schwester stellen gegenseitig eifrige Untersuchungen in dem dicken Haargewirr an, der Hausvater raucht seine Zigarre, die Kleinen reihen ihre Perlen an, und ein junger Bursche bläst auf einem Pansflötchen. Einige Hunde und zahme Papageien sitzen friedlich nebeneinander. Ein uns zu Ehren gegebener Tanz, an welchem auch die Weiber teilnehmen, oder ein endlos ausgedehntes Flötenkonzert schließt den Tag. Müde legen wir uns in unsere Hängematten, ein junger Vater sucht sein krankes Kind zu kurieren,

indem er die schmerzhafteste Stelle auszufaugen sucht und den vermeintlich ausgefogenen Krankheitsstoff in die Ecke der Hütte aussprudelt. Jeder schürt sein Feuerchen neben sich nochmals an, dann schlafen wir fest ein. Nichts wird uns gestohlen. Brechen wir andern Tags früh auf, nimmt das Dorf wenig Notiz davon; einige Träger aber, die wir für den Transport der Sammlung erworben haben, suchen die nächste Gelegenheit, um uns ordentlich zu bestehlen. Der Schutz des Gastrechts reicht über die Gemarkung des Dorfes nicht hinaus.

Ich mußte leider von den Trumai den Eindruck gewinnen, daß sie stark im Niedergang begriffen sind; die stete begründete Furcht vor ihren Erbfeinden, den Suyu, hindert sie, irgend eine Pflanzung zu unterhalten. Sie haben mit den Kamayura einen Vertrag abgeschlossen, die ihnen gegen Entrichtung von Steinbeilen alle paar Tage Vorräte an Bejus und Mandjoka zuführen. Es wird nicht mehr allzulange dauern, daß sie von den Suyu aufgerieben werden und der Rest in den Kamayura aufgeht. Bei den Kamayura, zu deren an prachtvoller Lagune gelegenen Dorf wir nach dreistündigem Marsch durch Wald, Busch und Wiesen gelangten, fiel mir sofort der größere Reichtum und die höher entwickelte Kultur dieses Stammes den Trumai gegenüber auf. Die höhere Intelligenz drückt sich schon in den viel mehr durchgebildeten edleren Physiognomien, die teilweise völlig europäisch erscheinen, gegenüber dem stark mongoloiden Typus der Trumai aus. Wir hielten uns nur kurze Zeit auf, um Sammlungen zusammenzustellen. Einige Suyu, die zum Besuch gekommen waren, um mit den Kamayura ein Turnier auf Wurfspieße anzufechten, waren bei unserer Annäherung geflohen. Meinen Plan, von hier aus die ihrer schönen Töpfe wegen interessanten Waura zu besuchen, gab ich des weiten Weges wegen auf, der mir die nötige Zeit für die Nabuqua-Expedition geraubt hätte. Ein bei den Kamayura weilender Yamarikuma Nabuqua, ein ideal schöner Mensch in Gestalt und Gesicht, hatte mich über die Situation der verschiedenen Nabuqua-Stämme genau informiert, und ich sah ein, daß es dort für mich noch gerade genug zu thun gäbe, um hier keine Zeit mehr verlieren zu dürfen. Telemach, so nannten wir unseren Gewährsmann, war bereit, uns zu begleiten. Zum Transport der schon recht

umfangreichen Sammlung wurde noch ein Boot erstanden und außer Telemach noch zwei Kamayura zum Rudern geworden. Ich wollte den Kuluene weiter hinauffahren und von dort aus die Nabuqua-Dörfer besuchen, traf aber wiederum auf Widerstand der Bakairi: der Kuluene ströme zu stark und sei deshalb für die Bergfahrt zu beschwerlich. Sie wollten überhaupt nicht weiter, sondern den Kulisehu hinauf und zum Parana-tinga zurück. Meinen Plan ändernd, beschloß ich, vom Auetö-Hafen am Kulisehu eine Landexpedition zu den Nabuqua zu unternehmen und den Kuluene alsdann hinabzufahren. Antonio war schließlich gewillt, uns in dem dort aufzuschlagenden Lager mit seinen Leuten zu erwarten. Auch der kurze Besuch des Auetö-Dorfes, in dem ebenfalls Sammlungen angelegt und Träger für die Landreise angenommen wurden, verlief gut. Nachdem die nötigen Anordnungen für die im Lager Zurückbleibenden gegeben waren, brach ich mit Ranke, einem kleinen Mulatten, Telemach und sieben Auetö in der Richtung auf das nächste Nabuqua-Dorf Etagl auf. Nach zweitägigem Marsch durch Sumpf und Wald wurde der Ort erreicht.

8. 9. 96.

Mit Etagl beginnt die lange Reihe der Nabuqua-Dörfer, die bisher noch vollständig unberührt waren. Man hat im großen zwei Gruppen zu unterscheiden, die einander sehr nahe verwandt sind: die Janumakapü und Akuku. Zu den ersteren sind zu rechnen: Etagl, Oti, Tekiaheto, Guikuru und Tjego; zur zweiten Gruppe Arata, Awinituru, Galapalu, Guapüri, Apanaküri, Arikuanako, Yamarikuma, Waikaeto, Arawute und Nuwanwiti. Arata, Apanaküri und Guapuri sind jetzt verlassen, die Bewohner sind nach dem Hauptort Galapalu verzogen, der aus 17 großen Hütten besteht. Die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sind sehr gering. Die Akuku haben, dem Verkehr mit den Auetö und Kamayura mehr entrückt, mehr Individualität bewahrt, haben dazu aber in ihrer ethnographischen Entwicklung eine kleine Beeinflussung von einem noch ganz unerforschlenen nördlich gelegenen Gebiet erfahren, auf das ich später zurückkommen werde. Linguistische Unterschiede sind unwesentlich. Auch anthropologisch ist keine Trennung wahrzunehmen, nur daß auch hier die Akuku mit Ausnahme der außerhalb stehenden Nuwanwiti unvermischter sind, als die Janu-

makapü Nabuqua. Doch werden eingehendere anthropologische Untersuchungen von Dr. Ranke, der etwa 100 sorgfältige Nabuquamessungen vorgenommen hat, diese Verhältnisse noch klarer legen. Der Verkehr zwischen den Ortschaften und von Etagl aus mit den Auetö ist ein ziemlich reger, trotz der schlechten Wege, die teils durch wasserlose Gebiete, teils durch tiefe Sümpfe führen, und überall trifft man Gäste aus den Nachbardörfern. So war es mir auch möglich, obgleich ich nur Etagl, Guikuru, Arata, Awinikuru, Galapalu und Arikuanako besuchte, fast von allen Stämmen Nachrichten zu sammeln und Aufnahmen zu machen.

Während wir anfangs die Scheu der Auku vor unseren Messungen durch reichliche Gaben an Perlen leicht überwandten, war uns dies leider später nicht mehr möglich, weil uns von unseren Auetö- und Nabuquaträgern und leider auch von Telemach der schlechte Streich gespielt wurde, daß sie unter Mitnahme der Hälfte unserer Tauschwaren durchgingen. In Galapalu hatten wir uns fast völlig ausgegeben und standen, als wir bei Arikuanako an den Kuluene kamen und dort mit den letzten Beilen uns Canoas gekauft hatten, vis-à-vis de rien. In der Hauptsache aber hatten wir unseren Zweck erreicht.

Einen Plan hätte ich gern zur Ausführung gebracht, mußte aber aus mehreren Gründen darauf verzichten: den Besuch des Stammes der Yaruma, die acht Tage über Land jenseit des Kuluene an einem großen Fluß wohnen sollten. Es war mir möglich, von einem Arikuanako, der längere Zeit bei ihnen gelebt hat, ein Wörterverzeichnis ihrer Sprache zu erhalten, das sich jetzt genau identisch mit dem von Ehrenreich am Tocantins aufgenommenen Apiaka-Vokabular herausstellte. Die Yaruma sollten nach ihrer eigenen Überlieferung am Kingu gewohnt und durch die Suya von ihren Stammesgenossen geschieden und vertrieben worden sein. Wir dürfen also die Yaruma getrost als Apiaka ansprechen. Es war nicht möglich, zu ihnen zu gelangen; denn erstens fand sich kein Führer oder Träger, der uns begleitet hätte, weil sie sich sämtlich vor dem beschwerlichen Marsch scheuten, der nach drei Tagen Canoafahrt zwei Tage durch Sumpf mit Messergras und zwei Tage durch wasserloses Gebiet führen sollte, zweitens war Carlos und ich seit

einiger Zeit vom Fieber etwas zu sehr mitgenommen, um große Anstrengungen gerade damals noch aufzunehmen, und schließlich war zu uns die dunkle Kunde gelangt, daß in meinem Lager am Auetö-Hafen etwas passiert sei. Die Gefahr, unsere zurückgelassenen Sammlungen, Tagebücher, Instrumente u. s. w. zu verlieren, trieb uns natürlich zur Eile. Unsere Canoas waren so schlecht, daß wir, um die große Sammlung fortzubringen, sie zu einem Floß verbinden mußten, auf welchem wir uns zur Thalsahrt einschifften. Späterhin jedoch lösten wir das recht unbeholfene Fahrzeug wieder auf und kamen nach einigen Reparaturen der Schäden schneller vom Fleck. Der Kuluene ist an Wassermenge weit geringer als der Konuro und wohl auch kürzer. Am 24. September erreichten wir die Kulisehu-Mündung und fuhren diesen, der unterdes stark angeschwollen war, aufwärts bis zum Lagerplatz. 21. 9. 96.

Gott sei Dank, das Lager stand noch; es war aber die höchste Zeit, daß wir zurückkamen. Meine Bakaïri hatten es wirklich fertig gebracht, mit dem besten Boot durchzugehen, und neben zahlreichen Perlen und Eisenwaren die gesamte Trumai-Sammlung mitgeführt. Meine drei Guvabaner hatten sie nicht hindern können, zumal Paulo, dem ich die Obhut des Lagers anvertraut hatte, sehr schwer am Fieber daniederlag. Nur noch wenige Tage, dann wäre es mit ihm aus gewesen; die beiden anderen hätten sicher das Lager im Stich gelassen und wären dem Beispiel Antonios gefolgt, und die im Lager aufgestapelten Schätze wären den Auetö, die wir schon von dieser schlechten Seite kannten, eine willkommene Beute gewesen. Es hätte dann eine zu Grunde gegangene Expedition mehr gegeben. Noch war es nicht so schlimm. Antonio hatte hinterlassen, daß er uns im zweiten Bakaïri-Dorf am Kulisehu erwarten werde, ein Zeichen echt indianischer Naivität in der Auffassung von Pflichttreue. Aber ein anderer Verlust betrübt mich sehr. Ich hatte gleich zu Beginn der Bootsfahrt am Jatoba ein kaum acht Tage altes Brülläffchen zu mir genommen, das an der Brust seiner erschossenen Mutter hing, und mit Nestles kondensierter Milch großgezogen. Das Tierchen war rührend zahm geworden und unglücklich, wenn es nicht auf meiner Schulter sitzen konnte, wobei sein langer Schwanz meinen Hals umwand. Es hatte 24. 9. 96.

sich bereits an alle Kost gewöhnt, als ich die Reise zu den Nabuqua unternahm. Dahin konnte ich es nicht mitnehmen, weil ich selbst noch Gepäck zu tragen hatte. Als ich bei der Abreise über den Kulijehu setzte, lief es mir bis zum Wasser nach und schrie ganz erbärmlich. Von dieser Stelle ist es nicht wieder weggegangen, hat von niemand Nahrung genommen, nur immer geschrien, bis es am fünften Tage tot war. So kann auch ein Affe an gebrochenem Herzen sterben. —

Nochmals mußten wir Auetö=Leute anwerben, so unhympathisch es mir auch war. Wir beeilten uns, fortzukommen, denn die Regenzeit hatte bereits stark eingesezt, und täglich prasselten schwere Gewitter nieder. Die Höhe des Flusses trieb zur Eile. Da trat noch zulezt ein schwerer Unglücksfall ein, der nicht nur für den Betroffenen, sondern für die ganze Expedition verhängnisvoll hätte werden können. Der Betroffene war Dr. Ranke. — Ich war bei der Flußfahrt mit meinem Canoa zurück, als vor mir ein und bald darauf zwei Schüsse fielen. Ich gab weiter nicht darauf acht, denn geschossen wurde fortwährend. Als ich aber näher kam, hörte ich rufen und sah ein Canoa an einer Sandbank liegen und Paulo hastig winken. Schon mit der Ahnung, daß etwas passiert sein müsse, ruderten wir eilig vorwärts. Endlich hörte ich die Worte „O doutor morren“ Dr. Ranke ist tot. Mir stand das Herz still, dann aber sprang ich direkt in das seichte Wasser und eilte ans Land zum Canoa. Es war zum Glück nicht so schlimm, wenn auch schlimm genug. Ranke lag von Blut überströmt im Canoa, das linke Auge und Wangenbein waren vollkommen zerschmettert. Er konnte mir aber sagen, daß vorderhand keine Lebensgefahr sei. Er habe eine Ente schießen wollen, dabei sei ihm der Schußbolzen seines Repetiergewehrs zurück ins Gesicht gesprungen. So gut es ging, wurde, nachdem das Lager aufgeschlagen war, die Wunde gereinigt und antiseptisch verbunden. Bei einer derartigen Verletzung hätte unter normalen Umständen von einem Transport nicht die Rede sein können; hier ging es nicht anders, denn wiederum begannen Nahrungsorgen zu drohen, und der im Steigen begriffene Fluß ließ durch seine Strömung uns kaum vorwärtskommen. Es galt hier nur, die Wunde rein zu halten und vor Eiterung zu

1. 10. 96.

schützen, um das gesunde Auge nicht in Mittheilenschaft geraten zu lassen. Die Splitter des zertrümmerten Brillenglases, die im Auge festsaßen, konnten nur durch Operation entfernt werden. Wir mußten so bald wie möglich aus der Wildnis heraus. Ein Krankenlager wurde im Boot hergerichtet; das große schwarze Tuch des photographischen Laboratoriums zum Schutz gegen das Licht als Dach aufgerichtet und das Boot ins Schlepptau genommen, da jede etwas stärkere Bewegung dem Kranken die größten Schmerzen bereitete. Schnell ging der Transport nicht. Die 14 Tage bis zur Ankunft in Steinens altem Lager Independencia waren aber die schlimmsten der Reise, zumal eine Reihe, wenn auch kleiner Schnellen zu überwinden waren, deren jede eine besondere Kraftprobe für den Kranken bildete.

Aber auch dies wurde überstanden, ja ich konnte sogar noch von den Mehinaku- und Auwawiti-Indianern eine Sammlung von Aufnahmen und Aufzeichnungen machen. Im dritten Bakairi-Dorf kam unser Ausreißer Antonio uns richtig entgegen. Mein Groll gegen ihn wich bei der Versicherung, daß die Trumai-Sammlung unberührt und trocken im zweiten Dorf liege. In einer der nächsten Nächte während eines entsetzlichen Wetters, das unser Zelt beinahe aus dem Boden riß, wurde uns von den fünf Auctö-Rudern ein letzter Streich gespielt. Auch sie brannten heimlich mit allen guten Rudern, der letzten Last Eisenwaren und Perlen im besten Canoa durch. An eine Verfolgung war nicht zu denken, das hätte acht Tage gekostet. Für uns aber hieß die Losung vorwärts. Vom zweiten Bakairi-Dorf schickte ich Carlos, Arthur, Antonio und zwei Cuyabaner als Gilpost voraus, um von Independencia aus die Maultier-Tropa vom Jatoba-Lager heranzuholen, wir anderen folgten, so schnell es ging. Das erste Bakairi-Dorf war völlig verändert. Die Kultur Cuyabas und Rosarios hatte innerhalb der zehn Jahre auf dem Weg über dem Paranatinga schon starke Eingriffe in dieses Bakairi-Idyll gemacht. Auch hier bethätigt sich Bapstians Mahnung: der erste Lichtblick wird auch der letzte sein. Als am 29. die Karawane nach Independencia kam, war Ranke schon wieder so weit hergestellt, um langsam reiten zu können. Das Auge hatte sich, ohne stark zu eitern, geschlossen: die Hauptgefahr war damit beseitigt. Der Rückmarsch in der

Regenzeit gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reise; wenn aber auch alles bis auf den Grund durchnäßt wurde und die Kleider am Leib zu faulen begannen, wir kamen doch vorwärts. Am Paranatinga wurden die Lebensmittel erneuert, und
 2. 12. 96. am 2. Dezember rückten wir wieder in Cuyaba ein, von wo uns am 12. der Dampfer zurück nach Buenos Aires brachte. Am 28. Januar betraten wir in Genua wieder europäischen Boden.

Mit dem Verlauf der Expedition, die sieben Monate gedauert hatte, durften wir, abgesehen von dem Kanfeschen Unglücksfall, ganz zufrieden sein, zumal durch eine Operation, der sich Kanke in München unterzogen hat, jede Gefahr für das gesunde Auge gehoben ist. Es war bei der Reise ein großes Stück ganz unbekanntes Gebietes erschlossen worden und dabei ein mächtiger Fluß entdeckt. Ich habe von der ganzen Route ein genaues Itinerar machen können. Die ethnologische Untersuchung der noch fast unberührten Trumai und ganz unberührten Rabuqua- und Akutu-Stämme war gut geglückt und außer reichem linguistischem, anthropologischem und ethnologischem Material eine große, viele neue Dinge führende ethnographische Sammlung zusammengestellt worden. Dr. Kanke hat mich bei meinen Untersuchungen aufs beste unterstützt, auch die meteorologischen Journale geführt und sehr reiches anthropologisches Material mit ungefähr 200 genauen Körpermessungen mitgebracht. Meine Riograndenser, vor allem Carlos Dhein, waren mir prächtige Kameraden, denen ich unendlich viel verdanke. Ohne sie, allein mit meinen elenden Cuyabanern, wäre ich kaum durchgekommen. Aber noch bleibt viel am Kingu zu thun. Bei den Rabuqua erhielt ich eingehende Nachrichten über einen nördlich des Kuluene in den Kingu mündenden Strom, den Paranayuba, von dem unglaubliche Dinge berichtet wurden. Danach sollen nicht weniger als 18 verschiedene Stämme und Dörfer in seinem Gebiet liegen. Nach einigen bei den Arizuanako erhaltenen Keulen und Bogen aus diesem Gebiet zu schließen, muß man dort eine ganz eigenartig entwickelte ethnographische Provinz erwarten. Der Paranayuba ist das nächste Ziel der Kingu-Forschung. Ihm gilt meine nächste Reise.

Schlußwort.

Wenn die vorliegenden Blätter die eigentliche Expedition, vor allem die Fahrten in der terra incognita nur skizzenhaft behandeln, so geschah dies von mir in der Absicht, mir selbst in der genaueren Ausarbeitung eines größeren Reiseswerkes nicht vorzugreifen. Da dasselbe jedoch die Ergebnisse meiner nächsten Reise noch umschließen soll, die ich im Juli des kommenden Jahres 1898 antreten werde, so dürfte sich sein Erscheinen noch einige Jahre hinziehen. Sollten aber diese Blätter bei meinen Freunden nicht nur Interesse an meinen Fahrten erregt haben, sondern sie auch zur Lektüre des angekündigten Reiseswerkes ermutigen, so haben sie ihre Bestimmung, in zwangloser Weise meine Reise zu illustriren, schon weit übertroffen.

Weihnachten 1897.

Der Verfasser.

Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig





1878
Wien

Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig

Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig



Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig





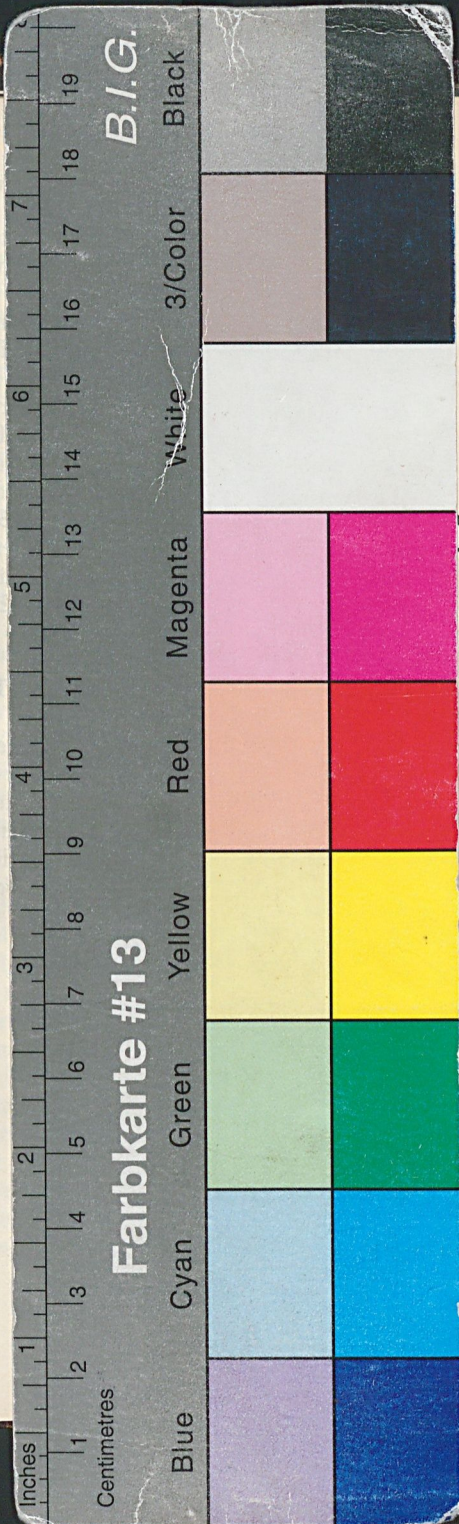




ULB Halle
000 249 769

3/19





B.I.G.

Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Kolonialgeographisches
Seminar
der Universität Leipzig

BV 1021

Tagebuch

meiner

Brafilienreise

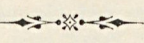
1896.

Von Dr. Hermann Meyer.

Als Manuskript gedruckt.

Zweites Heft.

BV 1381



Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1897.